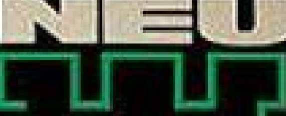
1,70 DM / Band 436
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 13.-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tanz auf dem Scheiterhaufen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Tanz auf dem Scheiterhaufen

John Sinclair Nr. 436

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 11.11.1986

Titelbild von Ken Kelly

Sinclair Crew

Tanz auf dem Scheiterhaufen

Ein Gesicht!

Grausam, steinern wirkend und dabei die Kälte des Weltalls ausströmend. Mit einem weit aufgerissenen Mund, der alles verschlang, was auf ihn zuwirbelte.

Menschen, Autos, Motorräder - er schluckte einfach alles, was ihm der magische Sog zutrug. Zunächst die Menschen.

Wie Puppen wirbelten sie über die Straße, die in einem angedeuteten Halbkreis auf den Mund zuführte und praktisch mit der Unterlippe des geöffneten Mauls abschloß. Es hatte sie ohne Vorwarnung getroffen, und das in einer völlig normalen Nacht mitten in London. Quasi aus dem Nichts war das Gesicht entstanden. Es bildete ein Tor, den Eingang zu einer anderen, gefährlichen Welt…

Was hinter dem Schlund lag, wußte niemand. Wer hineingetrieben wurde, der mußte zunächst durch den Vorhang aus Flammen. Er waberte vor dem Gesicht, dem Maul und in der Öffnung. Shao, die Chinesin, hatte es ebenfalls erwischt. Sie war vom Sozius des Motorrads gewirbelt worden, als die Kraft plötzlich angriff. Der Schlund wartete.

Eine fauchende, rote Hölle, von Hexenkraft und Hexenmagie angefacht, war sie bereit, alles zu vernichten oder zu verschlingen, um es möglicherweise nie wieder auszuspeien. Die Chinesin mit den wehenden Haaren war nicht die einzige, die durch das Hexentor gezogen wurde.

Neben ihr schwebten zwei Frauen und ein Mann. Ihre Gesichter waren angstvoll verzogen, auch sie hatte es überraschend erwischt, und eine Erklärung für dieses Phänomen besaßen sie ebenfalls nicht.

Hinein in den Schlund, hinein in das Feuer, in die Flammen der Hölle.

Shao schrie. Sie hatte die Arme vorgestreckt und die Hände gespreizt, als könnte sie so das Grauen stoppen, das auf sie wartete.

Es war zu nahe.

Ein letzter Schub katapultierte Shao über den Rand und die Unterlippe hinweg in das flammenerfüllte Maul mit dem Namen Hexentor. Eine andere Welt nahm sie auf.

Die Welt besaß keine Grenzen. Sie fühlte sich leicht wie eine Feder, wollte nur weiter hinein in diese Welt stoßen, um irgendwo zu landen und das Leben genießen zu können. Auch hinter ihr wirbelten noch Menschen hinein. Einen davon kannte sie gut.

Es war Suko, ihr Partner. Er hatte nichts mehr getan, um sie zu retten.

Wahrscheinlich war das auch nicht mehr möglich gewesen, aber er folgte ihr, und das gab Shao Mut.

Bis zu dem Augenblick, als alles anders wurde. Das Tor, die Flammen, die schwebende Leichtigkeit, nichts mehr existierte. Und auch keine Grenzen.

So wurde Shao zusammen mit den anderen Menschen und Fahrzeugen eine Gefangene der grenzenlosen Hexenwelt…

***

Wir werden Suko und Shao zurückholen. Ob tot oder lebendig. So hatte ich gesprochen und diesen Schwur getan, aber konnte ich ihn auch halten? Momentan sah es nicht danach aus. Das Hexentor, aus dem Nichts und trotzdem mit Hilfe meines durch die Große Mutter manipulierten Kreuzes, war wieder verschwunden. Es gab auch keinen Stromausfall mehr in der unmittelbaren Umgebung. Die Straßenlaternen brannten wieder, in den Häusern leuchteten ebenfalls

die Lichter, die Menschen konnten aufatmen. Auf dem Grundstück jedoch, auf dem wir uns aufhielten, war es düster. Vor uns stand ein verfallenes Haus, ein wenig versteckt hinter hohem Unkraut und schief gewachsenem Buschwerk. Das Haus hatte keiner kaufen wollen, es stand lange leer, bis es von einer Hexengruppe entdeckt worden war.

Sieben Dienerinnen der Schwarzen Magie hatten sich in dem Haus eingenistet, um in den Kellerräumen ihren finsteren Beschwörungen nachzugehen.

Sie waren zu allem entschlossen gewesen, denn sie hofften auf die Kraft der Großen Mutter, die, als Statue im Keller verborgen, ihnen ein anderes Leben ermöglichen sollte.

Sie hatten es nicht geschafft, und auch Jane Collins war von ihnen nicht getötet worden.

In unserer Nähe standen die fünf übriggebliebenen Hexen. Von Bill und Jane mit Silberkugel-Berettas in Schach gehalten. Ihre Anführerin Ghislaine, war von unserem Sieg so geschockt gewesen, daß sie sich verwirrt zeigte.

Auch jetzt noch sprach sie nur von der Großen Mutter, irrte im ungepflegten Garten umher und suchte verzweifelt nach ihrer großen Göttin, der sie alles zu verdanken hatte.

Ebenfalls den Irrsinn…

Schließlich war sie es leid, auf und ab zu laufen. Sie hockte sich auf den feuchten Boden und drückte ihr Gesicht gegen die beiden Handflächen. Um die anderen vier Hexen kümmerte sie sich nicht mehr. Eine von ihnen machte einen noch ziemlich benommenen Eindruck. Sie hatte mich im Keller mit dem Messer attackiert. Mir war nichts anderes übriggeblieben, als sie niederzuschlagen.

»Immer können wir auch nicht hier herumstehen«, sagte Bill und schaute mich an. »Hast du einen Vorschlag?«

»Ja, lauf zu irgendeinem Nachbarn und rufe beim Yard an. Die sollen einen Mannschaftswagen schicken.«

»Da gehe ich lieber zu mir.«

»Auch gut. Aber laß mir deine Beretta da.«

»Sehr gern.« Bill warf mir die Waffe zu, die ich geschickt auffing. Meine Pistole hatte ich Jane Collins überlassen. Sie und ich standen so weit auseinander, daß wir sie von zwei verschiedenen Seiten aus bedrohen konnten. Die Frauen sprachen kein Wort. Sie starrten dumpf zu Boden. Sie hatten verloren und wir auch.

Eine Frau war mir besonders aufgefallen. Durch ihr langes Blondhaar besaß sie Ähnlichkeit mit Jane Collins. Ich winkte die Person aus dem kleinen Pulk der anderen, und sie kam auch auf mich zu. Der Wind spielte mit ihrem Haar. Den mich an Brigitte Bardot erinnernden Mund hatte sie zusammengepreßt.

Dieser Frau traute ich am meisten zu, den Grund dafür wußte ich selbst nicht, aber ich wollte mit ihr reden.

»Wie heißen Sie?« fragte ich.

Jetzt hob sie den Kopf und schaute mich etwas überheblich an. »Ist das wichtig?«

»Im Prinzip nicht. Wir würden es sowieso herausbekommen.«

»Das stimmt.« Sie hob die Schultern. »Man nennt mich Dominique.«

»Wie weiter?«

»Weber.«

»Dominique Weber also. Engländerin sind Sie nicht, oder?«

»Nein, ich bin Deutsche und Französin.«

»Was haben Sie in London zu tun gehabt? Wollten Sie nur an einem Hexenzirkel teilnehmen?«

»Vielleicht.«

»John, glaub ihr kein Wort. Die will dich reinlegen, das fühle ich«, meldete sich Jane Collins.

Sie bekam von Dominique einen scharfen Blick zugeworfen, unter dem ein Mensch zusammengezuckt wäre. Jane war zwar auch ein Mensch, doch in ihr schlummerten noch latente Hexenkräfte, die sie auch wecken wollte, um sie in den Dienst unserer Sache zu stellen.

»Welchen Grund hätte ich, ihn reinzulegen?«

»Du haßt ihn.«

»Ist das ein Wunder?«

Bevor die beiden Frauen Streit miteinander bekamen, mischte ich mich ein. »Schon gut«, sagte ich, »schon gut. Sie wollen also nicht mit mir reden.«

»Ich wüßte nicht, was ich mit Ihnen zu besprechen hätte. Sie sind ein Feind der Großen Mutter!«

»Das streite ich nicht ab!«

»Also gibt es zwischen uns beiden keine Gemeinsamkeiten.«

Ich wiegte den Kopf. »Das würde ich nicht sagen. Wir beide wollen doch, daß das Hexentor erscheint.«

Die Frau starrte mich an, als hätte ich einen schlechten Witz erzählt. Dann begann sie lauthals zu lachen, so daß es über das einsame Grundstück hallte. »Sie wollen, daß es erscheint, nicht ich.«

»Weshalb haben Sie sich dann so angestrengt und alles auf sich genommen?«

»Das war einmal.«

»Und jetzt meinen Sie, daß dieses Hexentor seine Aufgabe erfüllt hat?«

Sie schaute mich noch einmal starr an und drehte den Kopf zur Seite. »Lassen Sie mich in Ruhe.«

In ihre Worte hinein klang Janes Lachen. »Nein, das Hexentor hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Es hätte uns alle erwischen sollen, aber so

stark und mächtig ist die Große Mutter nicht. Sie ist ein Nichts, denn auch sie muß nur gehorchen.«

Bei mir hatte sich Dominique noch zusammengerissen, bei Jane Collins tat sie es nicht. Zudem haßte sie die Verräterin, und trotz der geladenen Waffe stürzte sie auf Jane zu.

»Nicht schießen!« schrie ich noch.

»Keine Bange, John!«

Dann prallten die beiden Frauen zusammen. Sie bildeten plötzlich ein Knäuel aus Körpern. Keine von ihnen konnte sich halten, und so prallten sie gemeinsam zu Boden, wo sie sich ineinander verkrallten.

Mal lag Jane oben, dann wieder Dominique. Sie schlugen aufeinander ein, die Hexendienerin voller Wut, Jane kälter und gezielter. Zweimal wurde Dominique hart erwischt. Die Hiebe trafen die Wange und auch das Kinn. Der Kopf flog zurück, glasig wurde der Blick, und Jane wollte noch einen Hieb hinterhersetzen, als ich bei ihr war und die Hand abfing.

»Es reicht, Jane!«

Die Detektivin stand auf, sie klopfte ihre Kleidung aus, wollte sich nach ihrer Waffe bücken, als die andere schlangengleich herumfuhr und nach der Beretta faßte.

Ich mußte die übrigen Hexen in Schach halten, aber Jane wußte sich zu helfen. Ihr Tritt traf zielsicher das rechte Handgelenk und schleuderte die Pistole aus den Fingern der Frau. Sie stieß einen Wutschrei aus, zu mehr war sie nicht mehr fähig, denn Jane riß sie sehr unsanft in die Höhe und schleuderte sie in ein Gebüsch, während sie die Beretta wieder an sich nahm.

»Er reicht wohl, nicht wahr?« Sie wischte einen Blutfaden von ihrer Lippe, die ein Fingernagel eingerissen hatte.

»Laß sie nicht aus den Augen!« flüsterte ich Jane zu. »Ich brauche sie noch.«

»Wozu?«

»Genaues kann ich dir nicht sagen. Ich habe nur das Gefühl, als wäre sie diejenige, die sich noch am besten auskennt. Zudem steckt sie voller Emotionen. Aus ihr können wir noch etwas herausholen.«

»Wenn du dich da nicht mal irrst.«

»Abwarten.«

Von der Straße her klangen Geräusche zu uns hinüber. Wir hörten das Schlagen von Autotüren.

Stimmen schallten auf. Starke Stablampen warfen ihre hellen Balken in den Garten. Gehalten wurden die Lampen von den Beamten, die Bill in meinem Auftrag mobilisiert hatte. Er war ebenfalls bei ihnen.

»Die Frau aus meiner Wohnung ist auch abgeholt worden«, erklärte er.

»Und die aus dem Kanal?« Ich hatte zuvor mit Bill darüber

gesprochen.
»Wurde als Tote mitgenommen.«
Sekundenlang stand das Schweigen zwischen uns. »Sorry«, sagte ich leise, »das habe ich nicht gewollt.«
»Sie trägt selbst daran die Schuld.«
Ich schaute zu, wie die Hexen abgeführt wurden. Zwei Beamte wollten sich auch um die blonde Dominique kümmern. »Die nicht«, rief ich ihnen zu, »darum kümmere ich mich selbst.«
»Wie Sie wünschen, Sir.«
Ich ging auf Dominique zu, lächelte sie an und hatte ihr, bevor sie sich versah, eine Handschelle umgelegt. Die andere hielt ich.
»Was soll das denn?«
»Aus Sicherheitsgründen.« Ich lächelte in ihr Gesicht, das schwere Kampfspuren zeigte. Jane hatte sie härter erwischt als umgekehrt. »Wir bleiben noch ein wenig.«
Den Satz hatte auch Bill gehört. »Du willst tatsächlich…«
»Du nicht, Bill. Bleib du bei Sheila, dem Jungen und Nadine. Jane und ich werden uns noch genauer mit dieser Lady unterhalten. Ich bevorzuge übrigens Keller.«
Bills Mund verzog sich zu einem Grinsen. »Verstehe. Besonders Räume, in denen Statuen stehen.«
»Genau.«
»Dann viel Spaß.« Der Reporter verschwand zusammen mit den anderen Beamten, die die Frauen zunächst einmal in Zellen stecken würden. Am nächsten Tag würde dann ein Richter entscheiden, was weiterhin mit ihnen geschah.
Ich wandte mich an Dominique. »Gehen wir.«
Sie stemmte sich gegen den Zug der Fessel, so daß sich das Verbindungsstück spannte. »Wollen Sie tatsächlich in den Keller, Sinclair?«
»Natürlich.«
»Was ist der Grund?« Sie setzte ein kokettes Lächeln auf. »Wollen Sie mich verführen?«
»Unter anderen Umständen hätten wir eventuell darüber reden können«, erwiderte ich. »So aber würde mir das nie in den Sinn kommen.«
Sie behielt ihr Lächeln bei. »Haben Sie noch nie davon gehört, daß Hexen und Hexendienerinnen ungewöhnlich erfahren in der Liebe sind? Ich könnte es Ihnen beweisen.«
Jane Collins hatte die letzten Worte gehört. »Laß dich nicht anmachen, John. Sie will dir nur etwas erzählen. Ich war selbst eine Hexe. Dieses Weib hier übertreibt.«
»Ja, Jane, du mußt es wissen!« giftete Dominique. »Du bist nur eifersüchtig.«

Bevor die Szene ausarten konnte, zog ich die Frau in Richtung des alten Hauses.

Jane begleitete uns. Auch sie wußte nicht, was ich vorhatte. Das sagte ich den beiden, als wir in der Halle hinter der Eingangstür stehenblieben.

Noch immer tanzte der Fackelschein durch den großen Raum. Er malte Figuren, Schatten und tanzte auch über die bis zum Boden reichenden Vorhänge.

Ich schloß die Fessel auf. Dominique stand neben mir und rieb ihr Handgelenk. Sie schielte mich von der Seite her an. Jane und ich sahen das Lauern in ihrem Blick.

»Du solltest uns erklären, was du vorhast, John.«

»Sofort, Jane.« Ich wandte mich an Dominique. »Ihr habt das Haus nicht von ungefähr ausgesucht oder?«

»Es war Zufall.«

»Nicht weil die Conollys hier in der Nähe wohnten?«

»Das kommt auch noch hinzu.«

»Und die Große Mutter? Was ist mit dieser Statue? Habt ihr sie in das Haus getragen?«

»Nein, sie wurde hier geschaffen.«

»Und sollte auch hierbleiben?«

»Ja.«

»Ich verstehe dich nicht, John«, mischte sich Jane Collins ein. »Was bezweckst du mit dieser Fragerei?«

»Ich verfolge selbst nur einen vagen Verdacht, aber ich komme von dem Gedanken einfach nicht los, daß dieses Haus und die Große Mutter eine Beziehung zueinander haben. Erinnere dich, als du noch dazu gehörtest. Da mußte, damit etwas beschworen werden konnte, die Beziehung einfach stimmen und da sein.«

»Hier sollen deiner Ansicht nach Kräfte wohnen oder lauern.«

»So sehe ich es.«

»An die willst du heran.« Jane sprach mehr zu sich selbst. »Wie denn?«

So wie sie mich anschaute, ließ darauf schließen, daß sie einen Teil der Antwort bereits wußte. Ich erklärte es trotzdem. »Wenn dieses Haus in irgendeinem Zusammenhang mit dem Hexentor steht, kannst du unter Umständen diese Verbindung herausbekommen. Ich will es dir konkret sagen. Ich möchte, daß du deine Kräfte mobilisierst und versuchst, die Verbindung zwischen dem Haus, dem Hexentor und der Großen Mutter herzustellen. Wenn es gelingen sollte, finden wir möglicherweise einen Weg, um Suko und Shao zu befreien.«

Sie nickte und flüsterte dabei. »Raffiniert, Mr. Sinclair. Wirklich raffiniert.«

»Nein, ich denke nur nach.«

»Und was soll ich dabei?« fragte Dominique.
»Mithelfen.«
Sie lachte girrend. »Euch?«
»Ja.«
Jane Collins war zur Seite gegangen. Sie schritt die Wände ab, ging dabei sehr langsam, schaute starr auf das Mauerwerk, krauste hin und wieder die Stirn und geriet in den Schein der Fackeln, deren Licht und Schatten über ihr Gesicht tanzten.
Dann blieb sie stehen und schaute uns an. »Ich spüre nichts, John. Das Haus ist tot.«
Ich ließ mich auch durch ihre Antwort nicht entmutigen. »Im Keller kann es ganz anders aussehen.«
»Dann laß uns gehen.«
Ich blieb bei Dominique. Sie und ich kannten den Weg, Jane war er unbekannt.
Die blonde Frau wurde nervös. Ein paarmal holte sie tief Luft, als wollte sie etwas sagen. Ich animierte sie, aber sie schüttelte stets den Kopf.
»Wenn Sie uns nicht helfen, können wir Ihnen auch nicht helfen«, sagte ich.
»Was wollt ihr für mich tun?«
»Sie zumindest aus diesem unseligen Kreis herausholen. Es ist lebensgefährlich, sich mit der Großen Mutter einzulassen. Im Anfang sieht es so leicht aus, wenn das große Erwachen kommt, ist es meist zu spät. Dann können Sie nicht mehr zurück.«
»Vielleicht will ich das auch nicht.«
»Wir werden sehen.«
Inzwischen hatten wir den Keller des Hauses erreicht, der auch mir bekannt war.
Wir schritten durch den Gang. Ein ziemlich düsterer Stollen. Das hier leuchtende Licht war zum großen Teil schon heruntergebrannt. Der Gang war so eng, daß wir hintereinander herschreiten mußten. Es wurde erst heller, als wir das Verlies oder den Kellerraum erreichten, in dem die Statue der Großen Mutter stand.
Hier brannten zwei Fackeln. Sie lagen sich gegenüber. Der Widerschein ihrer Flammen traf sich ungefähr in der Mitte des Raumes über der Statue der Großen Mutter.
Als Dominiques Blick auf dieses widerlich anzusehende Gebilde fiel, atmete sie schneller. Noch immer ließ sie sich davon gefangennehmen. Der Bann war einfach zu stark.
»Ist sie das?« fragte Jane.
»Ja.«
Sie schüttelte den Kopf. »Meine Güte, wie primitiv. Ihr seid ja zurückgegangen bis in die Zeiten der Urvölker. Auch sie haben die

Große Mutter schon angebetet, damit ihre Frauen und Felder fruchtbar wurden. So genau hat die Statue damals ausgesehen. Es waren praktisch die Anfänge der Hexenzeit oder des Hexenkults.«

Ich widersprach Jane nicht. Sie wußte am besten über diese Dinge Bescheid, aber Dominique wollte die Sätze nicht unwidersprochen lassen. »Sie ist schön, sie ist wunderbar. Sie steht auf unserer Seite. Ein jeder sieht in ihr etwas anderes. Wir lieben die Große Mutter. Wir lieben Lilith.«

»Das habe ich leider merken müssen«, gab Jane zu. »Aber ihr macht einen Fehler. Lilith wird euch verraten. Sie ist nur einem treu, Luzifer.«

Ich hatte Zeit, mir die Statue anzuschauen. Sie war tatsächlich überaus häßlich. Da stimmten die Proportionen einfach nicht. Der Körper wirkte gedrungen, die Brüste viel zu groß, und von Gesichtszügen konnte man auch nicht sprechen. Nase, Ohren und Mund waren nur mehr angedeutet.

Ich wandte mich an Jane. »Tu mir einen Gefallen und versuche herauszubekommen, ob sie magisch aktiv ist.«

»Du meinst, ich soll sie anzapfen?«

»Ja.«

Dominique schaute zu. Erst als Jane ihre Hände auf die Statue legte, rührte sie sich. »Was machst du da?«

»Ich will Kontakt haben.«

»Mit der Großen Mutter?«

»Ja.«

»Das wird sie nicht zulassen. Sie…« Dominique verstummte, weil ich ihr meine Hand auf die Lippen legte. »Was hier geschieht, bestimmen nicht Sie. Haben Sie verstanden?«

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

Jane hatte sich nicht beirren lassen. Sie schritt um die Statue herum, berührte sie streichelnd, schaute sich bestimmte Stellen genau an und hielt ihre Augen halb geschlossen, ein Beweis bei ihr, wie sehr sie sich konzentrierte. Dann blieb sie stehen und nickte uns zu. »Es stimmt, die Magie ist vorhanden.«

»In der Statue?«

»Ja und noch mehr.« Jane hob einen Arm. Das Fackellicht warf dabei einen Schatten an die Wand, der weiterwanderte, je weiter Jane ihren Arm führte. »Es ist nicht nur die Statue der Großen Mutter. Dieses Haus hat seine Geschichte. Es sieht so tot aus, aber es lebt. Das kann man spüren und fühlen. Ja, das Haus lebt. Es kocht in seinen Mauern eine uralte Magie.«

»Wie alt?«

»Ich weiß es nicht!« flüsterte Jane. »Aber normal ist das Haus nicht.

Glaub mir, John. Sie müssen sich etwas dabei gedacht haben, als sie es aussuchten.« Sie schaute Dominique an. »Wahrscheinlich weiß sie mehr. Sie will es nur nicht sagen.«

»Stimmt das?«

Unsere »Gefangene« lachte. »Ich soll mehr darüber wissen? Da kann ich nur lachen. Nein, ich habe das Haus nicht ausgesucht.«

»Wer war es dann?«

»Ghislaine.«

»Und die hat den Verstand verloren«, flüsterte Jane.

Dominique Weber lachte. »Ihr steht auf verlorenem Posten. Das Hexentor ist erschienen, hat seine Opfer geholt, und ich glaube kaum, daß es sie wieder freigeben wird. Ghislaine hat uns davon berichtet. Sie liebte das Tor ebenso wie die Große Mutter. Sie wollte immer einen Blick hineinwerfen, den Lilith ihr auch gestattete. Der Plan wurde von langer Hand vorbereitet, und auch Ihr Kreuz, Sinclair, spielte dabei eine entscheidende Rolle.«

»Das habe ich bemerkt«, erwiderte ich nachdenklich und holte das Kreuz aus der Tasche.

Als Dominique es sah, verzog sich ihr Gesicht. »Was wollen Sie damit?« fragte sie.

»Ich möchte das Tor haben.«

Es entstand eine kurze Pause. »Was wollen Sie?« schrie die Frau.

»Das Tor. Das ist verrückt!«

»Nein, normal. Ich muß es sehen. Sie haben mir den Tip gegeben. Mein Kreuz hat dafür gesorgt, daß das Tor erschien. Warum sollte dies nicht wiederholbar sein. Ich gehe davon aus, daß dieses Haus auf historischem Hexenboden steht. Es muß eine gewisse Magie aufgenommen haben. Vielleicht haben die Menschen es gewußt oder bemerkt. Möglicherweise war es deshalb so schlecht verkäuflich, und Sie kennen auch das Sprichwort, daß man den Teufel mit dem Beelzebub austreiben kann. Es geht mir im Prinzip gegen den Strich. Nur sehe ich keine andere Chance.«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. »Damit würden Sie viel zerstören. Möglicherweise sogar alles.«

»Was würde ich denn Erhaltenswertes zerstören? Ich sehe hier beim besten Willen nichts. Tut mir leid.«

»Ich helfe dir, John!«

Auch Dominique hatte die Worte der ehemaligen Hexe gehört. »Laß es sein«, flüsterte sie. »Du wirst Böses heraufbeschwören. Die Mächte der Hölle lauern in diesen Mauern. Die Große Mutter läßt sich nichts nehmen, was einmal in ihrem Besitz gewesen ist. Geht, flieht, vergeßt das Hexentor, vergeßt alles.«

»Sie wissen sehr gut Bescheid!«

»Ja, das weiß ich auch.«

»Dann nennen Sie uns Einzelheiten. Ist es nur das Tor, das entsteht? Oder noch mehr?«

Dominique wischte über ihre Stirn. Abrupt drehte sie den Kopf. »Nein, ich werde nichts sagen. Es ist zu spät. Ich lasse euch in das Unglück rennen.«

»In welches Unglück?«

Wieder wich sie meiner Frage aus. »Ihr… ihr müßt Ghislaine fragen. Sie hatte Kontakt mit der Großen Mutter. Sie hat auch das Haus gekauft oder gemietet. Sie wußte als einzige Bescheid. Sie war unsere Führerin, und sie besaß den besten Kontakt zur Großen Mutter. Geht hin zu ihr, und ihr werdet…«

Jane schüttelte den Kopf. Sie stand auf meiner Seite. Ghislaines Geist war verwirrt. Sie würde uns mit keinerlei konkreten Informationen dienen können.

»Wovor haben Sie Angst?« fragte ich Dominique. »Wir erreichen doch nur etwas, wenn Sie auspacken. Los, reden Sie endlich! Weshalb zeigen Sie eine so große Furcht?«

»Wollen Sie auch verschlungen werden?«

»Das hatte ich eigentlich nicht vor.«

»Dazu wird es aber kommen. Sie werden verschlungen. Das Hexentor reißt alles an sich…«

Ich unterbrach die Frau mitten im Satz. »Woher kommt es? Woher stammt es? Reden Sie endlich, Dominique. Sie wissen mehr. Wer hat es gebaut? Der Teufel?«

»Nein.«

»Wer dann?«

Dominique Weber drehte sich zur Seite, und sie sprach gegen die Wand, so daß wir uns anstrengen mußten, um sie überhaupt verstehen zu können. »Gebaut wurde es von Menschen, von Leuten, die im Mittelalter lebten. Es gehörte zu einer Burg, wo auch Hexen gelebt haben. Sie trafen sich des Nachts auf dem Burghof, um den Tanz auf dem Scheiterhaufen zu beginnen. Und das geschah in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai.«

Jane schaute mich an. »Weißt du, John, welches Datum wir haben?«

»Ja, den 30. April…«

***

Shao zuckte zusammen und schrie gleichzeitig auf, als sie die Berührung an ihrer Schulter spürte, doch die Stimme, die sie dann vernahm, ließ sie wieder ruhiger werden.

»Keine Sorge, ich bin es.«

»Suko?«

»Hast du einen anderen erwartet?«

»Ja, nein, ach Gott, ich…« Sie schlug die Hände gegen ihr Gesicht

und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Suko, aber ich bin völlig durcheinander.«

»Das kann ich verstehen, aber jetzt solltest du dich allmählich erheben.«

»Ja, natürlich.« Shao stand auf. Sie ließ sich auch von Suko stützen, blieb stehen und schaute sich um. »Wo sind wir hier?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Das kann ich dir so genau auch nicht sagen.«

»Im Hexentor?«

Suko lächelte schwach. »Wir sind zumindest hindurchgeschleudert worden.«

»Und dann?«

»Das werden wir sehen.«

Die Chinesin schmiegte sich an ihren Partner. »Ich bin froh, daß du es auch geschafft hast. Sonst wüßte ich nicht, was ich getan hätte. Das ist doch eine fremde Welt, eine andere Zeit…«

»Zumindest das.«

»Und wie kommen wir wieder zurück?«

Suko lächelte. »Eine gute Frage, die ich dir leider nicht beantworten kann.«

Shao hatte noch einen Einwand. »Wir sind nicht die einzigen gewesen, die man geholt hat. Wo befinden sich die übrigen Menschen? Ich weiß nicht, wie es dir ergangen ist. Aber ich habe auf meiner Reise zum Tor hin noch einige überholt. Das war furchtbar, glaube mir. Ich sah Autos, Frauen und Männer. Sie alle hatten Angst vor dem Tod.«

»Wenn wir leben, werden auch sie nicht gestorben sein«, beruhigte Suko seine Partnerin.

»Das sagst du so leicht. Aber diese Welt oder diese Zeit ist anders als die unsrige. Sie ist grausam. Das fühle ich. Suko, es kommt etwas auf uns zu. Bisher haben wir Glück gehabt, daß wir noch allein sind, aber wenn wir tatsächlich mit der Großen Mutter zusammenkommen…« Sie ließ die folgenden Worte unausgesprochen und schlug gegen ihre Lippen.

»Zunächst einmal müssen wir sehen, daß wir hier allein zurechtkommen. Und das sollten wir schaffen.«

»Aber wo willst du hin?«

Suko hob die Schultern. »Du hast es überstanden, ich lebe noch. Es wäre doch interessant zu wissen, ob unsere Harley noch existiert.«

Shao starrte den Inspektor an. »Das… das wäre ja wunderbar. Ich bin auf die Idee gar nicht gekommen.« Sie lachte plötzlich. »Stell dir das mal vor. Wir befinden uns in einer anderen Zeit oder einer fremden Dimension und durchqueren sie mit dem Motorrad.«

»Das wäre wirklich außergewöhnlich.«

Shao senkte den Kopf. »Weiß du, jetzt bin ich doch froh, daß ich dich an meiner Seite habe, aber ich frage mich auch, ob wir je wieder zurückkehren.«

»Falls wir es aus eigener Kraft nicht schaffen«, sagte Suko, »müßten wir uns möglicherweise auf Menschen verlassen, die in London leben und alles daransetzen werden, uns in die normale Zeit zu holen.«

»John, nicht?«

»Sicher. Wer sonst? Auch Jane wird sich anstrengen wollen, und Bill ebenfalls. Wir müssen uns entscheiden, Shao, aber ich bin dafür, daß wir unsere Lage nicht so pessimistisch betrachten, auch wenn sie im ersten Moment nicht gerade rosig aussieht.«

»So denke ich jetzt auch.«

Suko war froh darüber, seine Partnerin einigermaßen beruhigt zu haben, und er kam nun dazu, sich die Umgebung näher anzuschauen. Es war dunkel. Laternen oder Licht brannten nicht in unmittelbarer Nähe. Über ihnen lag der sternenlose Himmel wie ein gewaltiger Vorhang. Um etwas sehen zu können, holte Suko seine kleine Halogenleuchte hervor und strahlte, sich dabei drehend, die unmittelbare Umgebung an.

Sie stellten fest, daß sie sich nahe eines lichten Waldstücks befanden. Zudem glitt der lange Lichtfinger auch einen kleinen Hügel hoch, erreichte die Kuppe und bog sich darüber hinweg.

»Laß uns dorthin gehen«, schlug der Chinese vor und nahm Shao bei der Hand.

Gemeinsam stiegen die beiden die mit Gras bewachsene Böschung hoch und sahen vor sich einen staubigen Weg, der vom Waldrand wegführte. Mehr entdeckten sie nicht, obwohl auch andere Personen in die Falle geraten waren.

»Wo könnte die Maschine sein?«

Suko hob die Schultern. »Laß uns gehen. Vielleicht finden wir sie.«

»Und in welche Richtung willst du?«

»Nach rechts.«

»Hast du einen bestimmten Grund?«

»Nein, ich lasse mich nur von meinem Gefühl leiten und hoffe, daß wir Glück haben.«

Der Weg, der in die Dunkelheit tauchte wie ein breiter Schattenstrich, schlug einen Bogen, und es sah so aus, als würde er um den Wald herumführen. Ohne Licht konnten sie beide so gut wie nichts erkennen. Shao fröstelte, als sie der kühle Wind berührte.

»Nein, in einer anderen Dimension befinden wir uns nicht. Ich bin der Ansicht, daß wir in der Vergangenheit gelandet sind.«

»So kommt es mir auch vor.«

»Da haben doch auch Menschen gelebt. Vielleicht laufen wir sogar in der Nähe von London umher. Suko, alles ist möglich!« Shao wollte

sich durch ihre Worte selbst Mut zusprechen.
Suko ließ sie reden. Er wollte endlich mehr sehen und schaltete abermals seine Lampe ein. Er schwenkte den Strahl nach links und rechts. Er huschte über das hohe Gras, er traf Büsche und riß einen Gegenstand aus dem Dunkel, der so gar nicht in diese Zeit oder Welt hineinpassen wollte.
Es war ein Auto.
Auch Shao hatte es gesehen. Sie blieb stehen, ihr Arm schnellte nach vorn, und die Augen weiteten sich. »Das erste Indiz«, flüsterte sie und schüttelte sich, während Suko schon auf den Wagen zulief.
Als er ihn erreichte, sah er, daß dieses Fahrzeug nicht mehr zu gebrauchen war. Es lag auf dem Dach, war zusammengequetscht worden und reif für die Schrottpresse.
Ehemalige Scheiben lagen als Krümel neben dem Wagen im Gras. Suko kniete sich und leuchtete in das Fahrzeug.
Blut, Blässe und tote Augen zeichneten das Gesicht des Mannes, der hinter dem Lenkrad verkrümmt lag und sich nicht mehr rührte. Der Aufprall hatte ihn das Leben gekostet.
Ein Arm war ausgestreckt und dabei ein wenig angewinkelt. Die Hand war zur Klaue gekrümmt.
Das aus der Nase des Toten rinnende Blut tropfte auf den Handteller.
»Den habe ich auf dem Weg zum Hexentor gesehen«, flüsterte Shao. »Verdammt, den habe ich sogar überholt.«
»Ja, er hatte Pech gehabt.«
»Und wieso er und nicht wir?«
»Tut mir leid, aber die Frage kann ich dir leider nicht beantworten. Vielleicht haben unsere Gegner Unterschiede gemacht, aber das ist jetzt zweitrangig. Wir können dem Mann nicht mehr helfen, so leid es mir tut.«
Die Chinesin nickte. Sie hatte eine Gänsehaut bekommen und schluckte einige Male, bevor sie sich abwandte und weiterging. Suko leuchtete noch die Umgebung ab. Er zog dabei immer größere Kreise und hatte plötzlich Glück.
Zuerst hielt er das Blitzen für eine Täuschung, dann erkannte er, daß der Lichtstrahl einen Spiegel seiner Harley getroffen hatte.
»Shao!«
Als sie kam, stand Suko schon neben der Maschine. Er und Shao trugen noch ihre Helme, nur hatten sie die Sichtvisiere hochgeklappt, schauten sich jetzt an und lächelten.
»Sie ist nicht zerstört - oder?« fragte Shao. Vorsichtig trat sie näher und senkte den Kopf.
»Wie es aussieht, nicht.«
»Sollten wir denn so ein Glück gehabt haben?« Ihre Stimme zitterte. Sie selbst war so aufgeregt, daß sie Suko nicht dabei half, den

schweren Feuerstuhl aufzurichten.

Suko stand da, hielt die Harley fest, atmete tief durch und stieg langsam in den Sattel. Er stemmte noch beide Beine gegen den Boden, als er sich zu seiner Partnerin umdrehte. »Jetzt drück uns die Daumen, Mädchen.«

Sie nickte heftig.

Suko startete die Harley. Er lachte plötzlich, und auch Shao sprang in die Höhe. Sie riß jubelnd die Arme hoch, schwang sich auf den hinteren Sitz, während Suko die Spiegel richtete.

»Ich verstehe es nicht!« rief sie. »Es ist mir unbegreiflich. Das Auto zerstört, aber die Maschine in Ordnung. Steckt da ein Plan dahinter?«

»Wenn ja, werden wir es herausfinden«, erwiderte Suko und fuhr langsam an.

Shao dachte daran, als sie das letztemal hinter Suko gesessen hatte. Da waren sie plötzlich in die Luft gerissen worden und über einen straßenähnlichen Weg hinweggejagt, der sie genau auf das aufgerissene Maul der Hexe zuführte.

Und jetzt rollten sie durch eine andere Welt, vielleicht durch eine Zeit, die man mit dem Begriff Vergangenheit umschreiben konnte. Der Fahrtwind drückte gegen ihre Gesichter. Sie hatten die Visiere noch nicht geschlossen. Bis sie den Weg erreicht hatten, fuhr Suko einen Bogen. Er kürzte damit ab und rollte in die Richtung weiter, in die sie auch hatten gehen wollen.

Die Nacht war schwarz. Sie gehörte zu den Nächten, wo das Böse freie Bahn hatte und sich den Häusern oder Behausungen der Menschen näherte, um sie zu unterjochen.

Suko hatte den Scheinwerfer der Maschine eingeschaltet und auf Fernlicht gestellt. Der Lichtkegel stach in die Dunkelheit. Er riß eine helle Schneise, huschte über den schmalen Weg und berührte auch nicht die Grasränder an den beiden Seiten. Manchmal fiel das Gelände auch ab und wurde erst wieder nahe des Waldrands eben.

Plötzlich waren sie da!

Suko hatte sie nicht kommen sehen. Zudem standen sie auf dem Weg und wirkten wie eine Wand aus Menschenleibern.

Vier Gestalten, schwerbewaffnet, eingehüllt in lange, blaue Kutten, deren Kapuzen hochgezogen waren und mit bleich eingeschmierten Gesichtern versehen.

Die Häscher!

Auch Shao hatte sie entdeckt. »Suko, die lassen uns nicht durch!« schrie sie.

Der Inspektor hatte bereits andere Pläne. »Okay, Mädchen, jetzt halte dich mal gut fest.«

Das tat sie auch.

Und Suko gab Gas!

***

Wenn die vier es nicht riskieren wollten, angefahren zu werden, mußten sie aus dem Weg. Aber auch für Suko und Shao barg dieser Angriff ein großes Risiko in sich. Die Gefahr eines Sturzes wuchs mit jedem Yard, der sie näher an die vier Gestalten heranbrachte.

Die Harley war schnell.

Und schon da.

Shao klammerte sich fest an ihren Partner. Sie rechnete damit, von der Maschine geschleudert zu werden, aber den Gestalten war dieses Gefährt wohl nicht geheuer, sie sprangen im letzten Augenblick zur Seite, so daß sie eine Gasse schufen, durch die Suko jagte. Eingehüllt in eine Staubwolke, fuhr er weiter und wurde erst in einer Entfernung von etwa 100 Yards langsamer, bis er seinen Feuerstuhl schließlich stoppte, ihn schräg stellte und zurückschaute.

»Das war knapp!« flüsterte Shao.

Suko lachte leise. »Sie bekamen im letzten Augenblick kalte Füße. Zum Glück.«

»Wer kann das nur gewesen sein?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls sahen mir die Typen so aus, als würden sie nach Menschen Ausschau halten.«

»Du meinst nach denen, die durch das Hexentor geschleudert wurden?«

»So ist es.«

»Vielleicht waren wir die letzten.«

»Das kann auch sein.« Suko startete wieder. Langsam fuhr er den Weg zurück.

»Willst du wieder zu ihnen?«

»Nicht direkt, aber ich möchte mir einen von ihnen schnappen, damit er mir sagen kann, wo wir uns befinden.« Suko drehte den Lenker, so daß der helle Scheinwerferstrahl auch die Umgebung erfassen konnte, aber keinen der Häscher aus dem Dunkel hervorriß.

Entweder hatten sie sich gut versteckt oder in Luft aufgelöst. An die letztere Möglichkeit glaubte Suko weniger. Er hielt ungefähr dort an, wo die Häscher gestanden hatten, ließ den Motor aber im Leerlauf tuckern.

»Die sind weg!« sagte Shao.

»Ich will daran nicht glauben.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil das Typen sind, die nicht so leicht aufgeben, kann ich mir vorstellen.«

Shao war mit dieser Antwort nicht einverstanden. »Ich kann das einfach nicht glauben. Wenn wir tatsächlich in der Vergangenheit stecken, haben wir sie möglicherweise aufgescheucht, so daß sie geflohen sind.«

»Das kann natürlich auch sein.«

Sukos erste Vermutung bestätigte sich. Zwar hörten er und Shao noch das Geräusch des Motors, aber ein anderes übertönte es.

Ein dumpf klingendes Stampfen und Trampeln. Das konnten Pferde sein. Sie wußten auch nicht genau, von welcher Seite sich das Geräusch näherte. Sie kamen sich vor wie in einem Kessel, die Pferde hatten sie eingekreist, also kamen sie von allen vier Seiten.

Suko griff zur Lampe. Gleichzeitig drehte er die Maschine, so daß der Lichtstrahl ebenfalls in die Finsternis schnitt, an seinem Ende plötzlich Staubwolken hochwallten und sie darin zwei schattenhafte Gestalten sahen.

Sie hielten lange Bullpeitschen in den Händen, mit denen sie auch schlugen. Die schweren Riemen klatschten neben den Pferden zu Boden. Die dabei entstehenden Geräusche trieben die Tiere zu einer noch schnelleren Gangart an.

Suko startete wieder. Er hatte Shao die Lampe in die Hand gedrückt, seine Lederjacke stand offen, so daß er sehr schnell an die Beretta herankommen konnte.

Die beiden waren ein gut eingespieltes Team. Und Suko hielt eine gewisse Geschwindigkeit bei.

Zudem leuchtete Shao nach rechts, wo sich die Staubwolke mehr verdichtete, denn die Reiter holten auf.

Auch an der linken Seite kamen sie heran. Wenn sie ihnen entwischen wollten, mußten sie schneller sein. Glücklicherweise war der Weg relativ eben, so daß es dem Inspektor gelang, auch nur mit einer Hand zu lenken. Die andere brauchte er, um zu zielen. Ein Reiter wollte es besonders gut machen. Er spornte sein dunkles Pferd heftig an und holte auf.

Suko ließ ihn kommen.

Der Kapuzenmann bewegte sich im Rhythmus des galoppierenden Tieres. Sein Gesicht war bleich und verzerrt, als das helle Licht hineinschien.

Noch zögerte Suko.

Dann schoß er!

Genau in dem Augenblick, als der andere die Peitsche gehoben hatte und zum erstenmal zuschlagen wollte.

Das geweihte Silbergeschoß hämmerte in seine Brust. Es riß den anderen nicht allein vom Rücken des Tieres, nein, er erreichte gar nicht erst den Boden, denn durch eine puffende Explosion löste er sich auf und vermengte sich mit den von den Hufen hochgewirbelten Staubwolken.

Das Pferd wieherte schrill auf und sprengte zur Seite, so konnte der zweite Reiter vorbei und auf den Weg. Er drehte seinen Arm, bevor er ihn zusammen mit den vier Riemen der schweren Peitsche nach vorn

schleuderte.
Diesmal erwischte er Shao.
Zum Glück nicht voll. Sie trug dicke Lederkleidung, aber sie spürte die Treffer trotzdem.
Das hatte auch Suko bemerkt. Er wollte den Häschern nicht entkommen, sondern sich stellen. Daß sie sich beim Aufschlag der Silberkugel in Luft aufgelöst hatten, war für ihn Beweis genug. Er hatte es nicht mit Menschen zu tun, sondern mit Dämonen.
Und sie mußten ausgeschaltet werden.
Suko fuhr einen weiten Bogen.
Shao klammerte sich an ihm fest. Der Lampenstrahl fuhr wie ein heller Finger in die Luft, um irgendwo zu verschwinden.
Der moderne Gladiatorkampf ging weiter.
Suko hatte den Bogen geschlagen und sah die verdammten Gestalten jetzt vor sich.
Es waren nur mehr drei.
Einer hatte sich abgesetzt. Er wollte es genau wissen und schneller am Ziel sein.
Suko blieb gelassen. Er fuhr ihm sogar entgegen, aber gerade, als er die Waffe hob und nur mit einer Hand lenkte, drehte der Reiter sein Pferd um die Hand und verschwand.
Auch die anderen beiden ritten nicht mehr weiter. Sie schienen bemerkt zu haben, welche Waffe dieser Mensch besaß und daß sie gegen sie nicht ankamen.
In verschiedenen Richtungen hin setzten sie sich ab, die Hufe wirbelten den Staub dicht quellend in die Höhe und bildeten dabei eine so dicke Wand, daß sie auch von den Strahlen der beiden Lampen nicht durchdrungen werden konnte.
Suko drehte einen kleinen Bogen. Er ließ die Maschine auf den Weg zurückrollen. Verfolgt wurden sie nicht mehr. Aber sie ruhten sich aus und stellten auch den Motor ab.
Shao atmete schwer, bevor sie sagte: »Jetzt weiß ich auch, wie die anderen erwischt worden sind.«
»Ja, davon können wir ausgehen.«
»Dann wollten sie uns als letzte Personen einfangen und töten.«
Suko schüttelte den Kopf. »Ob sie uns töten wollten, kann ich nicht sagen, ich glaube daran einfach nicht. Dann hätten sie Schwerter oder Lanzen genommen und keine Peitschen.«
»Stimmt auch wieder«, gab Shao zu. »Aber hast du gesehen, in welche Richtung sie verschwunden sind?«
»In verschiedene.«
»Dann können wir ja weiterfahren.«
»Richtig, und ich glaube fest daran, daß wir auch auf das Ziel der Reiter stoßen werden.«

»Wo kann es sein, und was ist es?«
»Egal, wir sehen es früh genug.«
»Dann fahr weiter.«
Suko lachte. »Das hatte ich auch vor.«
Sie rollten langsamer und sahen, als sie etwa zwei Minuten gefahren waren, an der rechten Wegseite wieder ein Zeugnis aus ihrer Welt. Dort stand ebenfalls ein Wagen. Er lag jedoch nicht auf der Seite und war auch nicht zerstört. Man konnte einsteigen und wegfahren. Suko hielt kurz an und schaute in den Wagen.
Niemand hielt sich dort auf. Eine Tür stand offen.
»Die Insassen sind bestimmt geholt worden«, sagte Shao leise.
Suko bockte die Maschine auf und suchte nach Spuren. Er leuchtete mit der Lampe den Boden ab, nickte ein paarmal, hob den Kopf und erklärte: »Ich glaube, daß wir hier richtig sind. Wir müssen in dieser Richtung weiter, Shao.«
»Hast du keine Angst?«
Suko stieg noch nicht auf. »Ein wenig komisch ist mir schon, aber es gibt schlimmere Dinge.«
»Ich habe das Gefühl, daß uns die große Überraschung noch bevorsteht. Was wir eben erlebt haben, war bestimmt nicht mehr als ein kleines Intermezzo.«
»Da kannst du recht haben.«
Sie rollten wieder an. Trotz der Dunkelheit erkannten sie, daß sich die Geländeform änderte. Senken und Ebenen wechselten sich ab. In einigen der flachen Senken standen dunkle Waldinseln.
Und plötzlich sahen sie das Haus.
Links von ihnen duckte es sich in eine dieser flachen Senken. Hinter dem Haus breitete sich ein Buschgürtel aus, aus dem auch niedrige Krüppelbäume wuchsen.
Beide hatten sich wohl nicht allzu sehr für das Gebäude interessiert, wenn nicht hinter einem der Fenster ein rötlichgelbes Flackern zu sehen gewesen wäre.
Dort brannte Licht.
»Da fahren wir hin!« Suko hatte sich schon längst entschlossen.
»Glaubst du, daß es bewohnt ist?«
»Davon gehe ich aus.«
»Und dann?«
»Werden wir mal mit den Bewohnern reden.« Suko hatte den Weg verlassen und fuhr jetzt über freies Gelände. Er nahm auch Bodenunebenheiten mit und sah bereits die Außenwand des Hauses im Lichtkegel.
Es war ein altes Haus. Aus Steinen und Holz errichtet. Die untere Hälfte bestand aus Bruchsteinen verschiedener Größe.
Das Holzdach war mit angebleichten Schindeln bedeckt. Da es weit

vorsprang, konnten die beiden die alten Holzschindeln auch sehen. Sie wirkten so, als würden sie beim nächsten Windstoß zu Boden gefegt werden.

Langsam ließ Suko die Maschine bis dicht neben die Eingangstür rollen und stoppte.

Er stieg ab, bockte die Harley auf, und auch Shao hatte den Rücksitz verlassen.

Beide schauten auf eine Tür, die man nur mehr als ein hölzernes, schiefes Gebilde bezeichnen konnte. Abzuschließen war sie nicht. Zudem besaß sie auch kein Schloß.

Wer das Haus betreten wollte, mußte die Tür aufdrücken. Das tat Suko. Er setzte dabei viel Kraft ein, denn die Tür schleifte mit der Unterkante über den Boden. Die dabei entstehenden Geräusche bescherten Shao eine Gänsehaut auf dem Rücken.

Suko drückte seine Partnerin zurück, als sie flüsterte: »Willst du tatsächlich da hinein?«

»Klar.«

Die Beretta hielt er in der Rechten. Zwar hatte er keine Pferde gesehen, doch die Reiter konnten sie auch woanders versteckt haben und in der Hütte auf sie lauern.

Das Licht brannte auf einem Tisch. Es war eine dicke weiße Kerze. Sie stand auf einem Teller. Geschmolzenes Wachs war an der Kerze hinabgelaufen und hatte sich auf dem Teller verteilt. Der Raum wurde vom Schein der Kerze nicht völlig erhellt, so daß Suko mit seiner Lampe nachleuchtete.

Er ging dabei systematisch vor, von rechts nach links. Ein altes Lager sah er, auf dem ein Strohsack lag, dessen Inhalt faulig roch. Ein Waschtrog, eine Wasserschüssel, ein primitives Regal, in dem verschimmelte Brotlaibe standen und einige Schalen sowie Krüge.

Der Tisch und der Stuhl waren ebenfalls aus rohen Bohlen zusammengehauen worden, und der Fußboden bestand aus festgestampftem Lehm. Ansonsten war das Haus leer.

»Du kannst kommen, hier ist niemand«, sagte Suko und trat zur Seite, damit sich Shao an ihm vorbeischieben konnte.

Sie war sehr vorsichtig und schaute sich mit unbehaglichen Blicken um. Etwas strich über ihr Gesicht, sie erschrak und hörte das leise Lachen ihres Freundes. »Es ist nichts, das dich beunruhigen könnte, Shao. Nur Spinnweben.«

»Zum Glück.« Shao ging bis zum Tisch vor und blieb dort stehen. Sie lehnte sich gegen die Kante.

»Was ist das für ein Haus?« flüsterte sie.

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Vielleicht eine alte Bauernkate.«

»Ja, schon. Aber schau dir mal die Einrichtung genauer an.«

»Und?«
»Die ist primitiv. Ein Strohlager. Seit wann sind diese Zeiten vorbei?«
»Keine Ahnung.«
»Und weshalb brennt die Kerze?« Shao trat näher an den Tisch und wurde vom rotgelben Schein der Flamme erfaßt, die ihren Zügen eine beinahe schmeichelnde Weichheit gaben.
»Vielleicht ist die Person, die hier wohnt, nur mal für eine kurze Zeit verschwunden und kehrt gleich zurück.«
»Das denke ich mir auch.«
Suko deutete auf den Stuhl. »Setz dich und mach es dir so gemütlich, wie es eben geht.«
Shao lächelte verkrampft, als sie sich auf dem schemelartigen Sitzmöbel mit der schmalen Rückenlehne niederließ. Eine Weile sprachen sie nicht miteinander. Jeder überließ den anderen seinen eigenen Gedanken. In der herrschenden Stille waren nur ihre Atemzüge zu hören.
Ein paarmal strich Shao das Haar zurück, wenn sie sich umschaute. Die beiden Fensterscheiben waren nicht nur von außen verschmutzt, sie zeigten auch an der Innenseite einen grauen Film aus Schmier und Spinnweben. Wer hier lebte, hatte die Sauberkeit nicht erfunden.
Minuten verstrichen.
Suko ging zweimal vor die Tür, wobei er einmal das Haus umrundete, aber nichts Verdächtiges fand.
»Keine Pferde?« fragte Shao.
»Nein.«
»Und Spuren?«
»Auch nicht. Es wirkt alles wie verhext. Aber ich habe trotzdem das Gefühl, daß hier einiges nicht in Ordnung ist. Dieser Buschgürtel hinter dem Haus interessiert mich auch.«
»Wieso?«
»Trotz der Dunkelheit hatte ich das Gefühl, auf einen Friedhof zu schauen.«
»Hast du einen Beweis?«
»Nein. Aber mir kam da etwas entgegen, das mir schon Angst machen konnte. Ein Gruß von Tod und Grauen, wenn du verstehst, was ich meine.«
»So ungefähr.«
Beide hörten sie zur gleichen Zeit das Geräusch. Und es war nicht draußen, sondern im Haus aufgeklungen.
Sogar in ihrem Zimmer.
Suko leuchtete in die Richtung. Der helle, bleiche Lichtfinger strich über den Boden, und erst jetzt, als eine bestimmte Stelle angeleuchtet wurde, erkannten sie, daß sich die Klappe einer im Boden eingelassenen Falltür hob…

***

Suko legte einen Finger auf die Lippen. Das Zeichen verstand Shao, sie nickte.

Dann bewegte der Inspektor seine rechte Hand, in der er die Beretta hielt. Die Verlängerung der Mündung bildete eine schräge Linie, die auf den Spalt der sich öffnenden Falltür zielte.

Suko hatte den Strahl der Lampe zur Seite gedreht, damit die Person, die aus der Tiefe kam, nicht geblendet wurde.

In dem Spalt erschien ein grau wirkendes Gesicht. Es war nicht zu erkennen, ob es einer Frau oder einem Mann gehörte, aber die Person mußte längst erkannt haben, daß Besuch eingetroffen war.

Trotzdem traf sie keinerlei Anstalten, sich wieder zurückzuziehen. Es machte ihr nichts aus, daß jemand auf sie wartete.

Suko und Shao schauten zu, wie eine Gestalt hochkletterte, die an eine alte Hexe erinnerte, wie sie immer in den Märchenbüchern dargestellt wurde.

Wirklich alt und häßlich, mit einer scharf gekrümmten Nase, auf der ein Höcker saß. Das Weib war in Lumpen gehüllt, die locker um ihren Körper hingen.

Sie trug ein staubiges Tuch um den Kopf gebunden, das ihre verfilzten Haare aber nicht vollständig bändigen konnte, denn zu beiden Seiten schauten die bleichgrauen Strähnen hervor und kitzelten mit ihren Enden eine Haut, die nur aus Falten, Runzeln und Runen zu bestehen schien. Dieses Muster hatte sich tief in das Gesicht eingegraben. Die einzelnen Gräben waren mit Staub und Dreck gefüllt.

Während sie sich bewegte und dem Ächzen der hölzernen Falltür lauschte, als diese hochgeklappt wurde, kicherte sie vor sich hin, schüttelte den Kopf und schaute Shao starr an.

»Du bist schön!« sagte sie in einem Dialekt, den die beiden kaum verstanden, denn es war ein sehr altes Englisch, das da krächzend aus dem fast lippenlosen Mund drang.

Shao zeigte sich irritiert. Sie konnte nichts erwidern und versteifte sich auf ihrem Stuhl, als die Alte näher kam, neben ihr stehenblieb, eine Haarsträhne faßte und sie durch ihre schmutzigen Finger gleiten ließ. »Ja, du schön.«

»Was soll das?« fragte Shao.

Sie kümmerte sich um den Einwand nicht und redete weiter. »Schöne Frauen sind selten. Die Große Mutter hat nur Diener gehabt. Sie will aber Frauen, denn in dieser Nacht wird es zum Tanz auf dem Scheiterhaufen kommen, wo sie ihre Wiedergeburt erlebt.« Die Alte kicherte plötzlich. »Ich habe alles dazu getan, was ich nur konnte. Jetzt ist die Große Mutter an der Reihe.«

»Sprichst du von Lilith?« fragte Suko.

Die Alte drehte ihren Kopf langsam in seine Richtung. »Ja, auch

Lilith sagt man zu ihr. Gehört ihr zu denen, die sie durch das Hexentor geholt hat?« Sie redete weiter und gab sich selbst die Antwort.

»Ja, ihr beide müßt dazu gehören. Es wurde lange davon gesprochen. Das Hexentor kann nur zu einer bestimmten Zeit geöffnet werden. Heute nacht ist es soweit. Da stand es offen. Viele kamen, auch ihr. Ich habe andere gesehen, aber sie sahen nicht so gut aus. Sie waren Gefangene, die Häscher haben sie geholt.«

»Sind es die Reiter in den blauen Kutten?« fragte Suko.

»Das stimmt. Sie gehören zur Großen Mutter, weil sie fast so sind wie sie.«

Suko widersprach. »Die Große Mutter ist eine Frau. Wie sollen sie zusammengehören?«

»Ich weiß es.«

»Auch wir wollen es wissen!« Suko blieb hart. Er hatte den Eindruck bekommen, an einer entscheidenden Stelle zu stehen. Dieses alte Weib wußte sehr viel.

»Wollt ihr es tatsächlich sehen?«

»Ja.«

»Gut, dann müßt ihr mit mir kommen.« Sie lachte leise. »Kommt in Genovevas Reich.«

»So heißt du?« fragte Suko.

»Ja, ein schöner Name, nicht wahr?« Der Inspektor unterließ einen weiteren Kommentar. Er wollte die Frau nicht beleidigen.

Shao stand ebenfalls auf. Sie schaute Suko mit einem vielsagenden Blick an, ohne jedoch einen Kommentar abzugeben. Erst als sie neben ihm stand, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Ich traue ihr nicht.«

Obwohl sie leise gesprochen hatte, waren die Worte von Genoveva gehört worden. »Was habe ich dir Schlimmes getan, daß du mir nicht über den Weg traust?«

»Das solltest du nicht persönlich nehmen«, erwiderte Suko an Shaos Stelle.

»Ich bin, wer ich bin.«

»Wir glauben dir.«

Genoveva stand schon an der Tür, als sie sich noch einmal umdrehte. »Und ich stehe unter dem Schutz der Großen Mutter, denn ich besorge ihr…« Die Alte hob die Hände, spreizte sie, in ihrem Gesicht zuckte die dünne Haut, und die kleinen Augen leuchteten plötzlich blau auf, als würden darin Sterne blitzen.

»Was besorgst du ihr?« fragte Suko.

»Nichts, laß uns gehen, dann werdet ihr alles sehen. Wollt ihr noch?« fragte sie krächzend und gleichzeitig auch lauernd.

»Ja.«

»Dann will ich euch sagen, daß alle, die es sehen wollten, gestorben sind.«

»Das nehmen wir auf uns.«
Genoveva hob die Schultern. Dann verließen sie die Hütte. Für einen Moment blieb die Alte neben der Maschine stehen, schaute sie an, stellte aber keine weiteren Fragen. Wahrscheinlich hatte sie es aufgegeben, sich zu wundern.
Überhaupt wirkte sie mehr wie eine lebende Tote als ein normaler Mensch. Sie drehte sich nach rechts, aus ihrem Mund drangen pfeifende Geräusche, die wohl ihre gute Laune dokumentieren sollten.
An der Schmalseite der alten Hütte gingen sie vorbei. Einen Weg gab es nicht. Der Schein aus Sukos Lampe fiel auf einen Trampelpfad. Daß die Alte des öfteren hierherging, war am zertretenen Gras deutlich zu erkennen.
»Die geht bestimmt dorthin, wo du dieses komische Gebüsch gesehen hast, das dir vorkam wie ein Friedhof«, wisperte Shao.
»Das ist so gut wie sicher.«
Beide wunderten sich darüber, wie glatt und sicher sich Genoveva bewegen konnte. Sie machte überhaupt nicht den Eindruck einer alten oder kranken Frau. Zielsicher bog sie hinter dem Haus nach rechts ab, wo ein altes Faß stand.
Vor ihnen lag jetzt der Buschgürtel. In der Nacht wirkte er wie eine dichte Wand. Sie sah so aus, als gäbe es bei ihr kein Durchkommen. Aber die hexenhaft wirkende Frau wußte, wohin sie zu gehen hatte. Auch Suko und Shao fanden die Lücke. Schon wenige Schritte später sahen sie sich von dem dichten Buschwerk umringt.
Suko ließ die Lampe brennen. So schoben sie sich an den Zweigen der Büsche vorbei, und sie schafften es auch, den aus dem Boden wachsenden Wurzeln auszuweichen, die quer über den Weg liefen und Stolperfallen bildeten.
Schon sehr bald lichtete sich die Umgebung und sie schauten auf das, von dem Suko gemeint hatte, es wäre ein Friedhof. Dabei war es nur ein freier Fleck oder eben eine Lichtung im Buschwerk.
»Hier sind wir richtig!« flüsterte die Alte.
Suko nickte und trat an sie heran. Auch Shao folgte, so daß sie die Frau in die Mitte nahmen. Sie war sehr klein und reichte ihnen nicht einmal bis zu den Schultern.
Suko leuchtete die Lichtung aus. Das Gelände war nicht eben. Erdhaufen bedeckten es. Sie hatten die Farbe von feuchtem Lehm.
Der Lichtfinger wanderte weiter und erfaßte auch die Gegenstände, die am Rand der Lichtung standen.
»Das sind ja Menschen!« flüsterte Shao und hörte gleichzeitig das Kichern der Alten.
»Noch nicht«, sagte Suko. »Ich habe das Gefühl, als wären es gewisse Modelle.« Um es genau erkennen zu können, ließ er den langen Lichtfinger an einem Modell in die Höhe wandern und traf plötzlich

ein weißes Gesicht, das aussah, als wäre es mit heller Kreide eingerieben worden.

»Das kennen wir doch«, hauchte Shao. »Ja, genau, das sind sie. Das sind die Reiter, die uns ans Leder wollten…«

***

»Ja, ihr habt euch nicht geirrt. Dieses Modell ist tatsächlich ein Diener der Großen Mutter.«

»Aber es lebt nicht.«

»Bist du dir da sicher?« wurde Suko gefragt.

Nein, er konnte sich nicht sicher sein und spürte in seinem Hals den dicken Kloß. Was sie hier sahen und erlebten, das mußte einfach Schwarze Magie sein.

»Hast du uns noch mehr zu sagen?« wandte er sich an Genoveva.

»Was wollt ihr wissen?«

»Mehr über die Große Mutter.«

»Sie ist gewaltig, sie ist allumfassend. Sie ist die Frau der Frauen, die Hexe der Hexen, der erste weibliche Engel, der zu Unrecht verstoßen wurde. Sie ist die Göttin der Fruchtbarkeit, sie sorgt für den Regen, die Sonne, die Saat und die Ernte. Die Große Mutter ist alles, deshalb wird sie von uns verehrt. Und da sie die Göttin der Erde ist, kann sie aus dem toten Boden Leben erschaffen. Es ist umgekehrt wie sonst. Hier entsteht aus Staub der Mensch, aber er wird nicht wieder zu Staub zerfallen, das ist sicher.«

»Wenn du dich da mal nicht irrst«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Nichts.«

»Wie viele dieser Figuren hast du denn schon geschaffen?« fragte Shao die Alte.

»Alle.« Sie spreizte beide Hände. »Mehr als ich Finger an den Händen habe. Und es werden noch mehr. Ich habe hinter diesem, den ihr seht, fünf weitere stehen.«

»Noch tot?«

»Aber bald nicht mehr.« Genoveva war so von sich selbst und ihrer Arbeit überzeugt, daß sie den beiden Fremden alles frank und frei erklärte. Sie sprach auch weiter. »Die Menschen meiden mich. Sie haben Angst vor mir. Sie reden davon, daß ich mit dem Tod und auch mit dem Leben spiele, und sie haben recht, wenn man näher darüber nachdenkt. Ich spiele mit dem Tod und mit dem Leben, ohne mich allerdings als Herrscherin oder Richterin aufschwingen zu wollen. Das überlasse ich der Großen Mutter.«

»Dann walte deines Amtes«, sagte Suko.

»Wie meinst du?«

»Geh hin und gib ihnen das Leben. Ich möchte zuschauen, wie du die

Kraft der Großen Mutter umsetzt.«
Mißtrauen glomm in den kleinen Augen der alten Frau auf. »Ich weiß nicht, aber ich kann euch nicht trauen.«
»Weshalb?«
»Ihr würdet mich nicht verstehen. Ihr seid Fremde, ihr gehört zu denen, die nicht an die Große Mutter glauben, obwohl ihr in unsere Zeit gekommen seid.«
»Was ist das für eine Zeit?«
Shao hatte die Frage gestellt. »Kindchen«, sagte die Alte. »Du solltest nicht soviel fragen. Du bist noch sehr jung und hast nicht viel Zeit, um den Tanz mitzuerleben und ihre große Stunde.«
»Wessen Stunde?«
»Die der Großen Mutter. Den Tanz am Scheiterhaufen. Es werden ihr Opfer gebracht. Die Menschen sind schon da. Das Hexentor wurde aufgestoßen, ich muß auch noch Vorbereitungen treffen.«
Sie war plötzlich sehr nervös und hatte es auch eilig. Keiner hielt sie auf, als sie quer über die Lichtung schritt und hinter der ersten Figur mit dem weißen Gesicht verschwand.
Suko holte die Peitsche hervor und schlug einen Kreis. Die drei Riemen glitten aus der Öffnung und blieben im Gras liegen.
»Was hast du vor?« fragte Shao.
»Kugeln sparen.«
»Du willst die Figuren zerschlagen?«
»Ja, denn sie sollen kein Unheil mehr anrichten. Je weniger auf dem Tanzplatz erscheinen, um so besser für uns.« Suko drückte seine Pistole Shao in die rechte Hand. »Bleib du hier, ich sehe mir das Einhauchen des Lebens einmal an.«
»Aber sei vorsichtig.«
»Immer.«
Suko nahm den gleichen Weg wie Genoveva. Seine Dämonenpeitsche hielt er dabei ausgefahren in der Hand. Die Riemen schleiften durch das Gras und bogen die Halme um.
Er sah die Alte nicht, dafür hörte er sie. Sie sprach Worte, deren Sinn Suko nicht begriff. Sie setzten sich jedoch aus dunklen Vokalen zusammen, diese Sprache wurde bestimmt keinem kleinen Kind beigebracht. Suko schlich nur mehr auf Zehenspitzen. Er wollte möglichst kein Geräusch verursachen und blieb hinter der Figur stehen, die Genoveva als lebendig bezeichnet hatte.
Noch stand sie starr.
Mit einem Menschen hatte sie zwar äußerlich Ähnlichkeit, aber ihr fehlten noch die Feinheiten, wie sie die gefährlichen Reiter gehabt hatten.
Die Alte hockte auf dem Boden. Ihre Hände wühlten dabei in einem Staubhaufen. Wuchtig schleuderte sie die einzelnen Wolken in die

Höhe, die dabei aufblitzten, als wären Lichtstrahlen in sie hineingefahren. Dabei redete sie ununterbrochen, wahrscheinlich ein uraltes Hexengedicht, das die Große Mutter ihr beigebracht hatte.

Falls sie Suko gesehen haben sollte, nahm sie trotzdem keine Notiz von ihm.

Und so konnte er zuschauen. Er war überrascht, als die Alte plötzlich aufhörte zu sprechen, in die zahlreichen Falten ihres schmutzigen Rocks griff und etwas hervorholte, das zunächst wie ein helles Messer aussah, aber keines war, denn sie hielt ein geschärftes Stück Gebein in der rechten Hand.

Damit schritt sie auf eine Statue zu und ritzte in den noch weichen Schädel eine Furche.

Das wiederholte sie bei allen anderen - und sie sah Suko. Die Alte stand plötzlich da wie angeleimt.

Starr schaute sie ihn an. »Geh weg!« flüsterte sie. »Geh weg!« Ihre Stimme hatte sich verändert.

Sie klang so, als käme sie tief aus der Erde oder aus einer Gruft. »Du darfst mich nicht stören. Wer sich das herausnimmt, ist verloren. Willst du, daß ich dich töte, Fremder? Willst du das?«

»Nein!«

»Dann laß mich Leben einhauchen.« Sie lachte, drehte sich um und zog, bevor Suko es noch verhindern konnte, den spitzen Knochen über ihr Handgelenk und den Arm.

Fontänenartig sprudelte eine dünne, rote Flüssigkeit hervor.

Blut!

Die Alte drehte sich. Sie verteilte das Blut, besprenkelte damit die Figuren, denn Blut ist Lebenssaft, und ihr Blut sollte den anderen das Leben geben.

Es klatschte gegen die noch toten Gestalten, rieselte über ihre Köpfe, an den noch unfertigen Gesichtern entlang und hinterließ dunkle Streifen.

»Das Blut der Großen Mutter!« keuchte die Alte. »Ich habe es getrunken. Ich lebe und gebe Leben weiter an die tote Welt. Ich bin die Lebensmacherin!«

Das gefiel Suko nun überhaupt nicht. Er wollte sie schon stoppen, als er hinter sich ein Geräusch vernahm, als würde Stein gegen Stein schaben.

Blitzschnell fuhr er herum.

Die Gestalt mit dem schon weißen Gesicht hatte sich bewegt, und sie streckte bereits ihre klumpenförmig wirkenden Hände nach dem Inspektor aus…

***

Es roch nach Erbrochenem, nach menschlichen Ausdünstungen, nach

Fäkalien, feuchtem Stroh und nach Blut.
Der typische Geruch einer alten Folterkammer oder eines Verlieses, was in diesem Falle das gleiche war.
Das kannten die Eingeschlossenen vielleicht aus Büchern, die sie mal in ihrer Jugend gelesen hatten, aber es am eigenen Leibe zu erfahren und selbst zu erleben, war ihnen neu.
Noch jetzt rätselten sie darüber nach, wie es zu diesem Zustand hatte kommen können. Keiner von ihnen konnte es dem anderen begreiflich machen.
Sie waren normal gefahren, hatten in ihren Wagen gesessen, und plötzlich war aus der Straße gewissermaßen ein Weg in die Hölle geworden, zumindest hinein in ein feuerbestücktes Maul, das weit aufgerissen war und Mensch sowie Fahrzeug verschluckte.
Sie waren in die Tiefe gejagt, hatten keine Grenzen und Einschränkungen mehr erlebt, bis zu einem plötzlichen Erwachen.
Manche hatten sich noch in den Fahrzeugen wiedergefunden. Unverletzt natürlich. Andere lagen auf Wegen oder Pisten, auch neben ihnen, auf freiem Gelände.
Und niemandem war ein Haar gekrümmt worden.
Bis die Reiter kamen.
Schreckliche Gestalten mit bleichen Gesichtern, Lassos und Peitschen. Sie hatten die Menschen eingesammelt wie reifes Fallobst und hatten sie durch ein großes Tor getrieben.
Dieses Tor kannten sie.
Mit ihren Fahrzeugen waren sie hindurchgejagt, nur war es beim erstenmal mit Feuer gefüllt gewesen, wobei hinter dem Flammenvorhang das schreckliche Gesicht gelauert hatte.
Zeit war vergangen, bevor sie sich wieder einigermaßen zurechtgefunden hatten.
Sie waren zu siebt!
Vier Männer und drei Frauen.
Ihnen allen standen der Schock und die Angst in den Gesichtern geschrieben. Keiner von ihnen konnte sagen, wie es denn jetzt weitergehen würde.
So warteten sie ab.
Es war nicht finster. Vielleicht wäre ihnen die Dunkelheit lieber gewesen, so aber blieb ihnen der Anblick der feuchten dicken Mauern, des fauligen Strohs und der beiden vergitterten Fenster nicht erspart. Zwischen ihnen steckten auch die Fackeln. Blakendes Feuer, das ein rötliches, manchmal auch schwarz wirkendes Licht verbreitete und sich über die Gesichter der Gefangenen ebenso legte wie über den Boden oder fast lautlos an den Mauern hochturnte.
Ein noch junger Mann stand plötzlich auf. Es war ein Jeanstyp, sehr schlank, beinahe knochig. Das Haar hatte er zu einer Afro-Wolle

gelockt, die Brille auf seiner Nase war verrutscht. Als er sich drehte, blinkte im linken Ohrläppchen ein Stein.

»Was ist das denn für eine Scheiße!« schrie er, rannte zu der dicken Bohlentür und hämmerte mit beiden Fäusten dagegen. Aus seinem Fluchen wurde plötzlich ein Schrei, weil er in einen leicht vorstehenden Nagel gedroschen hatte.

Er preßte den Handballen gegen die Lippen und saugte das hervorströmende Blut auf.

»Setz dich wieder hin!« sagte ein anderer, der in seinem Nadelstreifen-Anzug noch stärker deplaziert wirkte.

Der Junge warf ihm einen kalten Blick zu und verkroch sich in eine Ecke, wo er anfing leise zu beten, dabei aber Texte in einer fremden Sprache aufsagte.

Aus dem gesprochenen Wort wurde ein Singsang, der einen fernöstlichen Klang bekam.

Ihm gegenüber hockte ein Ehepaar. Sie lag mehr auf dem Boden und hatte ihren Kopf auf den Oberschenkel des Mannes gelegt, der automatisch über das Haar seiner Frau strich und dabei ins Leere starrte. Beide wurden vom flackernden Licht einer Fackel übergossen.

»Sag ihm, er soll aufhören, Harry.«

»Wie?«

»Ich will seinen Gesang nicht mehr hören.«

»Laß ihn doch!«

»Nein.« Die Stimme klang schon schrill.

Der Mann im Nadelstreifen-Anzug mischte sich ein. »Ich werde das übernehmen, Madam.«

»Danke.«

»Hör auf, du ausgeflippte Gestalt!«

Der junge Mann sang weiter.

Zweimal wurde er noch angeschrieen, dann stand der Elegante auf und lief zu ihm.

Der Mann wollte ihn hochzerren, bekam aber einen Tritt gegen das Schienbein, der ihn zusammenzucken und vor Schmerz aufschreien ließ.

»Du hast es dir selbst zuzuschreiben, du…« Es folgte ein Schimpfwort, das nicht druckreif war.

Eine Frau sprang auf. Sie war so um die 30 und trug einen roten Ledermantel, der dreckverkrustet war. »Seid ihr denn alle verrückt geworden?« schrie sie. »Sollen wir uns hier gegenseitig zerfleischen? Darauf warten die anderen doch nur.«

Schweigen.

Die Gefangenen schauten sich an. Der Elegante humpelte zu seinem Platz zurück, wo er sich niederließ und beide Hände auf die getroffene Stelle am Schienbein preßte.

»Nun? Wollt ihr euch weiter streiten?«

»Nein«, meldete sich jemand. »Wir müssen zusammenhalten.«

»Gegen wen denn?« fragte Harry.

Die Frau im Ledermantel gab die Antwort. Neben ihr saß ein dunkelhaariges Mädchen und starrte auf seine Finger. »Haben Sie wirklich diese Kuttenträger vergessen, Mister?«

»Nein.«

»Dann wissen Sie ja Bescheid.«

Der junge Mann hatte aufgehört zu singen. Er meldete sich aus seiner Ecke. »Ich möchte mal wissen, wo wir sind.«

»Das wollen doch wohl alle«, sagte das dunkelhaarige Mädchen.

Der Junge kam näher. Er hatte die Daumen in die Ränder seiner Hosentaschen gehakt. »Klar, das wollen alle. Ich sage euch auch, wo wir sind. Im Mittelalter.«

Der Elegante begann zu lachen.

»Da brauchst du gar nicht so blöd zu sein, Spießer. Wir sind da bestimmt.«

»Ach - und wie sollen wir dorthin gekommen sein?«

»Zeitreise, Onkel. Eine Zeitreise haben wir gemacht.«

»Wie viele Romane hast du denn gelesen?«

»Kaum einen, aber so etwas gibt es.« Er war weitergegangen und vor dem schwarzhaarigen Mädchen stehengeblieben. »Ich heiße übrigens Gordon.«

»Ich bin Tina.«

»Okay, Tina. Ich setz mich zu dir. Darf ich?«

»Sicher.«

Auch die Frau im roten Ledermantel ließ sich nieder. Als Gordon damit anfing, sich einen Glimmstengel zu drehen, holte auch sie die Zigaretten hervor.

Tina rauchte nicht, die anderen hielten sich zurück, und so begannen die drei ein flüsterndes Gespräch.

Keiner stritt die Zeitreise mehr ab. Und sie empfanden es als einen ungemeinen Zufall, daß gerade sie erwischt worden waren. »Das hätte auch anderen passieren können«, sagte die Frau im Mantel.

»Wie heißt du eigentlich?«

»Eve.«

»Der Name paßt zu dir.«

Unwirsch winkte sie ab und schleuderte dabei die erste Asche zu Boden. »Deine faulen Komplimente kannst du dir sparen und auch die dummen Sprüche. Damit erreichen wir nichts.«

»Mit deinen Plänen denn?«

»Nein. Ich habe noch keine.«

»Aber große Schnauze, was?«

»Gib nicht so an. Du hast gegen die Tür geschlagen, in einen Nagel

gehauen, rumgesungen und ansonsten auch nichts gebracht, außer einem Tritt, den einer unserer Mitgefangenen von dir bekommen hat. Das ist alles gewesen.«

Gordon deutete auf das Fenster. »Die Gitter sehen sogar ziemlich rostig aus. Ob wir es versuchen?«

»Rausreißen?«

»Ja.«

»Wer denn?«

»Derjenige, der am meisten Kraft hat. Ich kann den Anfang machen.« Er schob seine Brille hoch und stand auf. »Ich brauche nur auf eine Schulter zu klettern, dann komme ich heran.«

Einer, der bisher geschwiegen hatte, erhob sich. Er war ziemlich groß, schon älter, sah aber noch kräftig aus. Sein graues Haar zeigte bereits eine lichte Stelle.

»Sie können auf meine Schulter steigen.«

»Danke, Mister!«

Der Mann baute sich unter dem Fenster auf. Gordon warf seinen Glimmstengel weg. Die letzte Glut verzischte im schmutzigen, stinkenden, feuchten Stroh.

Dann stieg er hoch. Erst auf die gefalteten Hände des Mannes, danach auf die Schulter, er ließ sich nach vorn fallen, streckte seine Arme aus und konnte tatsächlich zwei der vier Gitterstäbe in ihrem unteren Drittel umklammern.

»Können Sie noch stehen, Mister?«

»Ja.«

»Okay, ich ziehe mich jetzt hoch. Mal sehen, vielleicht klappt es ja. Daß ich zumindest erkennen kann, wo wir uns befinden.« Er löste zuerst das rechte Bein und stemmte die Fußspitze gegen das Mauerwerk. Als er einigermaßen Halt gekommen hatte, löste er auch das linke. Dabei umklammerte er nach wie vor die beiden Stäbe, die sich aber nicht bewegen ließen und fest mit dem Mauerwerk verankert waren.

»Klappt es?« fragte der Grauhaarige.

»Nein, verdammt!«

»Dann kommen Sie wieder runter!«

»Auch das nicht!« keuchte Gordon. »Ich will noch sehen, wo wir hier überhaupt stecken.«

»Es ist doch dunkel.«

»Die haben Fackeln angezündet!« Er gab nicht auf, klammerte sich noch härter fest und zog sich weiter in die Höhe, indem er sich mit beiden Sohlen an der Wand abstemmte.

Die anderen sechs Mitgefangenen standen und starrten gebannt auf den Rücken des jungen Mannes.

Er mußte etwas gesehen haben, sonst hätte er sich längst wieder

fallen lassen.
»Okay!« rief er plötzlich. »Geh zur Seite.«
Der Grauhaarige sprang nach rechts. Gordon löste seine Hände von den Stäben und ließ sich fallen.
Hart aber sicher kam er auf, ging in die Knie und sprang sofort wieder hoch. Als er stehenblieb, rieb er seine Handflächen gegeneinander. Roststaub rieselte zu Boden.
»Und?« fragte Eve.
Die anderen traten näher. Sie hatten bemerkt, daß Gordon etwas gesehen haben mußte. Das konnten sie an seinem Gesicht ablesen, in dem das Wissen stand.
Gordon machte es spannend. Er ließ sie noch mehr herankommen. Mit der rechten Hand fuhr er durch sein Haar, der Atem ging schnell und flach. Er hüstelte einige Male und schob seine verrutschte Brille wieder zurecht.
»Reden Sie schon!« verlangte Harry.
»Haben Sie etwas gesehen?« fragte der Weißhaarige.
Gordon nickte. »Ja, ich habe einiges sehen können. Der Fackelschein reichte aus, um einen Innenhof zu beleuchten.«
»Welchen Innenhof?« fragte Tina.
»Den einer Burg. Wir befinden uns tatsächlich im Verlies einer alten Burg, ob ihr es glaubt oder nicht. Davon mal ganz abgesehen. Der Innenhof war natürlich nicht leer. Einige dieser verdammten Gestalten rannten da noch herum. Ihr wißt schon. Diese Kuttenträger, die auch uns geholt haben.«
»Und weiter?« Eve hatte es gefragt, und sie bekam die Antwort, die alle erschreckte.
»Sie sind nicht untätig gewesen«, erwiderte Gordon. »Sie waren sehr beschäftigt. Sie bauten etwas, trugen Holz zusammen, Reisig und noch mehr. Eben alles, was man für die Errichtung eines Scheiterhaufens braucht, meine Freunde…«

***

Ich schaute Dominique an, dachte noch einmal über das Datum nach und sagte: »Das heißt also, daß es in dieser Nacht noch passieren wird.«
»Was soll passieren?«
»Das will ich von Ihnen wissen.«
Sie lachte mich hart an. »Wollen Sie, daß ich Ihnen helfe? Ausgerechnet ich?«
»Das sind Sie uns schuldig.«
»Nichts bin ich Ihnen schuldig!« sprach sie heftig. »Überhaupt nichts, Mr. Sinclair. Das merken Sie sich mal.« Sie schüttelte den Kopf. »Außerdem weiß ich nicht viel.«

»Immerhin etwas.«
»Vielleicht.«
»Dann sagen Sie es uns!« fuhr Jane die Frau an.
Wir standen uns gewissermaßen gegenüber und starrten uns an. Das Fackellicht glitt über unsere Gesichter und ließ sie so fremd erscheinen. Hätte ich mehr Zeit gehabt, wäre unsere Rolle eine bessere gewesen. So aber waren wir auf die Hexendienerin angewiesen. Ob sie gerade uns, den Gegnern, half, war die große Frage.
»Was sollte ich Ihnen denn von meinem spärlichen Wissen preisgeben?« fragte sie. Der höhnische Klang in ihrer Stimme ließ darauf schließen, daß sie sehr genau wußte, in welch einer Lage sie sich uns gegenüber befand. »Sie stehen auf der anderen Seite, sind gekommen, um zu zerstören, was sie auch geschafft haben. Aber nicht ganz. Und dieser Rest, der zurückgeblieben ist, bereitet Ihnen Sorge. Sie haben meine Freundinnen mitgenommen. Sie sperren Sie ein. Bestimmt werden Sie auch mich einsperren. Kann man dann noch verlangen, daß man Ihnen helfen soll?« Wieder lachte sie auf. »Bestimmt nicht. Nein, da irren Sie sich gewaltig. Aus mir werden Sie nichts herausbekommen. Ich hatte zu leiden, Sie oder Ihre Freunde werden es ebenfalls.«
Dominique hatte uns eine lange Rede gehalten und jedes ihrer Worte durch heftige Gesten begleitet.
Wir konnten davon ausgehen, daß mit ihr kein Kompromiß zu schließen war.
Ich gab trotzdem nicht auf. Jane kochte innerlich. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt und sah aus, als wollte sie sich jeden Moment auf die blonde Frau an ihrer Seite stürzen. Um dies zu verhindern, drückte ich sie zurück. »Mach keinen Ärger, Jane.«
»Aber verdammt, ich…«
Dominique lachte. »Wenn sie könnte, würde sie mir die Augen auskratzen, nicht wahr?«
»So ähnlich«, gab ich zu und stellte mich zwischen die beiden Frauen, bevor ich weitersprach. »Aus Ihrer Sicht haben Sie natürlich recht, Dominique. Aber es gibt Situationen, da kann man über seinen eigenen Schatten springen.«
»Kommen Sie jetzt mit Friedensangeboten?«
»Wenn Sie das so nennen wollen, ich hindere Sie nicht daran. Sie sollten sich meine Worte aber durch den Kopf gehen lassen.«
»Ich höre, Sinclair.«
»Es gibt auch heute noch den Begriff des Kronzeugen. Darüber sollten wir uns unterhalten. Sie haben einem heidnischen Kult gedient, wissen über ihn Bescheid. Ich weiß nicht, welche strafbaren Handlungen Sie und Ihre Freundinnen durchgeführt haben. Vielleicht auch keine, und das sollte sich für Sie so positiv auswirken können, daß es zu keiner

Verhandlung gegen Sie kommt.«

Sie ließ sich meine Worte durch den Kopf gehen und lächelte. »Mit diesem Trick wollen Sie mich aufs Kreuz legen, Sinclair?«

»Es ist kein Trick.«

»Wer sagt mir das?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort.«

Dominique Weber winkte ab. »Was ist schon das Wort eines Feindes der Großen Mutter!«

»Da kann ich Ihnen leider nicht recht geben, wenn Sie so argumentieren. Ich habe Ihnen mein Wort gegeben und nicht der Großen Mutter. Ihr hätte ich einen solchen Vorschlag erst gar nicht unterbreitet, und das wissen Sie auch. Mit diesen Dämonen kann man einfach keine Kompromisse eingehen, sie sind zu gefährlich und auch zu machthungrig. Bei Ihnen ist das etwas anderes. Sie sind keine Dämonin, sondern ein Mensch, der einiges weiß, und dieses Wissen im Sinne der Menschheit weitergeben soll.«

»Ich kann Lilith nicht verraten!« erklärte sie und deutete auf die Statue.

»Hat die Große Mutter Sie beschützt?«

»Ja.«

Ich lächelte abfällig. »Wo denn und wann? Als wir hier eingedrungen sind und euch festnahmen? Glaube nicht, daß die Große Mutter ihre schützende Hand über euch gehalten hat. Ich kenne die Spielregeln der Hölle, die von Luzifer, der Großen Mutter oder Asmodis aufgestellt worden sind. Mir ist da einiges bekannt, ich habe meine Erfahrungen gesammelt und weiß immer, daß die Große Mutter Menschen und Diener fallen läßt, wenn sie diese nicht mehr braucht. Sie, Dominique, konzentrieren und orientieren sich in die falsche Richtung. Kehren Sie zurück, denn Sie sind ein Mensch. Noch ist Zeit!«

Meine Worte hatten bei ihr einen gewissen Eindruck hinterlassen, denn sie wurde nachdenklich.

Ich ließ ihr noch die Zeit, auch Jane sagte nichts. Sie hatte sich an die Wand gelehnt, weil ihr das Stehen große Schwierigkeiten wegen der Beinwunde bereitete.

»Nun?«

»Gilt Ihr Wort tatsächlich?«

Dominique schaute auf die Statue der Großen Mutter. Ich hatte sie ja als häßlich empfunden und konnte nicht verstehen, daß man sie als Gott ansah.

Hoffentlich bröckelte ihr Image jetzt ab.

»Ich weiß nicht viel«, sagte sie plötzlich und mit relativ leiser Stimme. »Ghislaine ist von der Großen Mutter eingeweiht worden. Jedenfalls wurde uns das immer gesagt. Aber an diesem Datum wurde stets ein Fest zu Ehren der Großen Mutter gegeben.«

»Welch ein Fest?«
»Ein Ritual…«
»Und wo?«
Sie schaute mich scharf an, als wollte sie herausfinden, ob ich ihr die nächsten Worte auch abnahm.
»In der Vergangenheit findet es statt. In einer Zeit, wo die Hexen noch eine sehr große Macht besaßen. Es war die Zeit der Großen Mutter. Da erinnerte man sich wieder an sie und ihre Taten. Man übernahm die Magie des Altertums, denn dort war die Große Mutter schon bekannt gewesen. Selbst in der Urzeit haben die dort lebenden Menschen sie erkannt. Dieses Wissen hat sich über die Jahrhunderte hinweg erhalten, bis in die Neuzeit hinein.«
Ich nickte. »In der Vergangenheit also«, sagte ich leise. »Ein Fest zu Ehren der Göttin Lilith. Ist es möglich, daß es Menschen aus der Gegenwart miterleben?«
»Ja.«
»Können Sie auch durch das Hexentor eingetreten sein?«
»Das stimmt.«
»Dann sind also meine beiden Freunde in der Vergangenheit verschollen? Gemeinsam mit den anderen Menschen, die auf das Hexentor zugefahren sind. Sehe ich das richtig?«
»So ist es.«
»Und das Hexentor existiert nicht mehr«, meldete sich Jane. »Wir können also nicht hineinkommen.«
»Da haben Sie recht.«
Jane zog die Augenbrauen zusammen. »John es sieht verdammt mies aus. Da wird es wohl kaum einen Weg zurückgeben.«
»Lassen wir das Thema mal.« Ich winkte ab und beschäftigte mich wieder mit Suko und Shao, die ja verschwunden waren. »Wenn unsere Freunde in der Vergangenheit sind«, sagte ich zu Dominique, »was geschieht dann mit Ihnen?«
»Man wird sie töten.«
»Einfach so?«
»Nein.« Sie starrte mich an. »Gab es im Mittelalter nicht eine besondere Methode, Menschen vom Leben in den Tod zu befördern. Vor allen Dingen in dieser Nacht, der Walpurgisnacht. Hier ist die neue Hexenbewegung entstanden. Hexen, die Lilith gehören. In dieser Nacht feiern wir. In der Gegenwart und in der Vergangenheit. Die Walpurgisnacht ist für uns geschaffen worden, und nur in dieser Nacht steht die Verbindung durch das Hexentor.«
»Dann ist es doch nicht ganz verschwunden?«
»Das kann sein. Es ist nur nicht sichtbar, wenigstens nicht für uns Menschen, verstehen Sie?«
»Ja, ich begreife das. Wir haben also die einmalige Chance, in dieser

Walpurgisnacht, wo sich alle Hexen treffen, um die Feste zu feiern, etwas Entscheidendes verändern zu können. Ich müßte das Hexentor noch einmal herholen.«

»Vielleicht.« Sie lachte plötzlich. »Außerdem sollten Sie damit aufhören, uns Hexen nur negativ zu sehen. Bei den alten Germanen waren Hexen heilige Priesterinnen. Sie galten als Symbol der Fruchtbarkeit, das wollen wir modernen Hexen auch erreichen…«

»Aber Sie können nicht abstreiten, daß es auch andere Dinge gibt. Fragen Sie Jane Collins, die kann Ihnen da das Richtige schon erzählen.«

»Möglich.«

»Auch Sie wären unter Umständen diesen Weg gegangen. Mag die Große Mutter das Symbol der Fruchtbarkeit gewesen sein, hinter oder neben ihr steht immer noch Luzifer!«

»Na und?«

Ich winkte ab, weil ich keine Lust mehr hatte, über dieses Thema zu diskutieren. Es brachte einfach nichts. »Konzentrieren wir uns lieber wieder auf andere Themen. Sie wissen, daß ich meine Freunde zurückhaben will. Diese Nacht ist einfach ideal. Die Walpurgisnacht steckt voller magischer Strömungen, auch wir werden es merken, und ich will, daß wir dieses Fluidum für uns ausnützen.«

»Wollen Sie das Tor?« fragte Dominique erstaunt.

»So ist es!«

Sie begann plötzlich zu lachen. »Das kann nur die Große Mutter!«

»Da widerspreche ich. In der Walpurgisnacht muß es uns einfach gelingen, die Strömungen auszunutzen und sie gewissermaßen anzuzapfen. In dieser Zeit geben sich die Hexen freier. Da wollen sie feiern, da kommen sie aus ihren Verstecken. Auch ihr habt es vorgehabt und das Tor entstehen lassen. Noch ist die Nacht nicht beendet. Wir haben Stunden vor uns, Zeit genug, um einiges noch in die Wege leiten zu können. Haben Sie mich jetzt verstanden?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann bin ich zufrieden.« Ich drehte den Kopf Jane Collins zu. »Wie ist es mit dir? Habe ich recht, was ich da über die Walpurgisnacht sagte?«

»Im Prinzip schon.«

»Und könntest du dir vorstellen, deine noch schlummernden Hexenkräfte in dieser Nacht in den Dienst unserer Sache zu stellen. Ich meine, du müßtest merken, daß sich etwas verändert hat.«

»Das habe ich schon längst gespürt, John.«

Mit dieser Antwort hatte sie mich überrascht. »Und du hast mir nichts davon gesagt?«

»Nein, wir waren zu sehr abgelenkt. Aber ich spüre es genau. In mir hat sich etwas verändert. Mein Blut ist in Wallung geraten. Ich merke,

daß da etwas ist, das nach außen drängt. Deshalb werde ich es auch versuchen.«

»Wie wollen Sie das anstellen?« fragte Dominique.

Jane blieb an der Wand stehen. Sie streckte nur ihren Arm aus und deutete auf die Statue. »Durch sie allein. Auch ihre Kräfte sind in der Walpurgisnacht gewachsen. Sie wird sich an die alten Regeln halten müssen, das kann ich euch versprechen.«

»Dann willst du sie gewissermaßen zwingen?«

»Ja.«

»Wenn Sie sich da mal nicht übernehmen«, sagte Dominique. »Man kann die Große Mutter nicht zwingen.«

Ich winkte ab. »Kümmere dich nicht um sie, Jane. Geh hin und versuche es. Nütze die Gunst der Stunde!«

Jane Collins nickte. »Ja«, sagte sie, und ihre Augen leuchteten dabei. »Endlich kann auch ich etwas tun, um euch zu helfen. Ich hoffe nur, daß es mir auch gelingt…«

***

Diese verdammte Gestalt lebte tatsächlich. In dieser Nacht war etwas geschaffen worden, von dem zahlreiche Menschen geträumt hatten. Die Figur, eine Mischung aus Golem und Zombie, hatte durch die Kraft der Hexen ein untotes Leben eingehaucht bekommen und war darauf programmiert, einen Menschen töten zu wollen.

Suko spürte die kalten Schauer auf seinem Rücken. Er sah die Klauen, die ihn schon fast erreicht hatten, duckte sich, drehte sich dabei noch zur Seite und schlug zu.

Plötzlich lagen die Riemen waagerecht in der Luft, und sie fegten auch in Kopfhöhe auf die Gestalt zu. Wie Bänder wickelten sie sich um den Hals.

Eisern hielt Suko den Griff fest. Er hörte keinen Schrei, keinen Atem, aber er sah trotz der schlechten Lichtverhältnisse die Risse am Hals der Gestalt.

Und dann hörte er das Knirschen. Als wären unsichtbare Hände dabei, allmählich den Kopf abzureißen. Der unförmige Schädel brach immer weiter auseinander, Staub quoll aus den Rissen, dann zitterte er, bewegte sich nach vorn und fiel.

Neben Sukos Füßen prallte er zu Boden. Das dabei entstehende dumpfe Geräusch klang endgültig, und Suko demonstrierte zudem noch, daß er der Sieger war.

Er drückte seinen linken Fuß auf den Schädel, der unter dem Druck zerknirschte und zusammenbrach.

Staub blieb zurück…

»Das war es also!« sagte Suko und schaute dabei die alte Genoveva an, die ihn mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund anstarrte.

Aus ihrer Wunde sprudelte noch immer das Blut. Es hatte sich auf die anderen Figuren verteilt, ihnen aber noch kein Leben eingehaucht, denn sie standen regungslos.

Shao hielt sich im Hintergrund auf. Mit beiden Händen hatte sie die Beretta umklammert. Ihr scharfer Atem erreichte Sukos Ohren, der die Alte nicht aus den Augen ließ.

»Es ist ein unheimlicher Ort hier«, sprach Genoveva. »Ein Ort, an dem einmal im Jahr aus toten Dingen Leben geschaffen werden kann. In der Walpurgisnacht. Sie wird gefeiert, sie wurde gefeiert, und sie wird immer gefeiert werden. Es ist unsere Nacht, es ist die Nacht der Hexen, hast du verstanden?«

»Das schon«, gab Suko zu. »Außerdem kenne ich den Begriff. Aber was soll es? Ich kümmere mich um andere Dinge, und du wirst mir dabei zur Seite stehen.«

»Was willst du von mir?«

»Bring mich zu den anderen.«

Die Alte warf ihren Kopf in den Nacken und begann kichernd zu lachen. »Zu den anderen? Willst du den Tanz auf dem Scheiterhaufen erleben. Soll das Feuer der Hölle euch verbrennen?«

»Wir wissen uns zu wehren.«

Sie winkte ab. »Es ist lächerlich, einfach lächerlich. Die Macht der Großen Mutter hat sich ausgebreitet. In dieser Nacht ist sie zu ihrem Höhepunkt gekommen. Hier herrschen die Hexen über den Menschen, hast du das nicht verstanden?«

»Ich gehe trotzdem hin. Wo findet die große Feier statt? Wo wird der Scheiterhaufen entflammt?«

»In der Burg!«

»Sind da auch die anderen Menschen?«

Genoveva nickte. »Ja, man hat sie in die Verliese geschafft und bereitet sie auf den Tod vor. Auch sie werden lodern: Zuerst die Frauen, dann die Männer. Es wird zu einem Fest kommen, die Hexen werden sich versammeln. Sie fliegen herbei, der Teufel läßt sie frei, und die Große Mutter wird erkennen, welch eine große Schar von Dienerinnen sie umgibt. Das große Tanzfest kann beginnen.«

»Wo wir auch mitmachen.«

»Du irrst dich gewaltig. Ihr seid nicht eingeladen. Aber wenn ihr kommt, wird man euch empfangen.« Sie lachte plötzlich, drehte sich um und wollte verschwinden, aber Suko war schneller. Er bekam sie an der Schulter zu packen und schleuderte sie herum. »So nicht, Alte. Ich will von dir wissen, wo sich die Burg befindet und auch der Tanzplatz der Hexen.«

Sie starrte ihn an. Suko schielte dabei auf die Hand, die noch immer den angespitzten Knochen hielt.

»Der Tod wird euch erwischen!« flüsterte die Alte. »Gerade deine

Frau ist ideal für die Hexen, um auf den Scheiterhaufen gestellt zu werden. Ja, sie ist da, um verbrannt zu werden. Die Große Mutter wird sich freuen. Ideal ist sie als Hexe. Schwarzes Haar wird in die Flammen wehen. Feuer wird über sie kommen und sie…«

Suko schlug zu.

Er hatte gesehen, wie Genoveva kurz ausholte, um die rechte Faust nach vorn zu rammen, so daß sie den schmalen Knochen in Sukos Leib versenken konnte.

Der Hieb traf die Frau mitten im Gesicht. Sie konnte sich nicht mehr halten und fiel zu Boden. Dort kroch sie zusammen- und drehte sich um. Dabei gab sie fauchende Laute von sich und bewegte sich auf allen vieren auf ihre Figuren zu, denen noch Leben eingehaucht werden sollte.

Suko riß sie in die Höhe. Er wunderte sich darüber, daß sie sich nicht bewegte, sondern steif in seinem Griff hing. Als er sie anschaute, sah er die Bescherung.

Das angespitzte Knochenstück steckte in Ihrem Hals. Dicht unter dem Kinn war es hineingefahren, so daß das Ende mit dem Kinn eine Höhe bildete.

Die Augen waren seltsam verdreht, der Mund stand offen und hatte sich mit Blut gefüllt, das allmählich über die Lippen sickerte. Suko ließ die Alte los und legte sie zu Boden.

Shao kam herbei. Er hörte ihre Schritte und drehte sich um. Sie hatte die Hand mit der Beretta sinken lassen, starrte an Suko vorbei auf die Alte und fragte: »Ist sie tot?«

»Ja.«

»Sie hat sich selbst gerichtet - oder?«

Suko nickte und bat seine Partnerin, zurückzugehen. Dann räumte er mit der Peitsche auf.

Wie ein Berserker schlug er auf die halbfertigen Gestalten ein. Nur das Klatschen der magischen Riemen war zu hören, als Suko sich an die Arbeit begab und die aus Erde bestehenden Figuren regelrecht zerhämmerte, so daß sie zusammenfielen und als große Stücke auf dem Boden verteilt liegenblieben.

Er nickte sich selbst zu. »Das ist erledigt«, sagte er. »Jetzt fühle ich mich besser.«

»Und wir haben die Walpurgisnacht«, flüsterte Shao. »Das ist die Nacht der Hexen. Sie werden noch stärker sein als sonst.«

»Das können sie ruhig.«

»Willst du zur Burg?«

»Ja, denn nur dort kann ich das Tor finden, das uns eventuell wieder zurückbringt.«

Shao hob die Schultern und blickte zur Seite. Sie sah dabei in die Dunkelheit hinein und meinte mit schwacher Stimme. »Du mußt es

wissen, Suko.«

»Das klingt nicht begeistert. Hast du eine andere Lösung parat?«

»Nein.«

»Dann werden wir zur Burg fahren.«

»Und zum Scheiterhaufen - oder?«

»Ich glaube nicht, daß es die Große Mutter schaffen wird, dich auf den Scheiterhaufen zu stellen. Für mich ist einzig und allein das Hexentor wichtig. Wenn es uns gelingt, seine Kräfte auszunutzen, könnten wir wieder in unsere Zeit zurück.«

»Und wenn nicht?«

»Denkst du darüber nach, Shao?«

»Manchmal.«

»Laß es lieber bleiben.«

***

Die Worte des jungen Mannes hatten die anderen schweigsam werden lassen. Jeder dachte für sich über seine eigene Lage nach. Nur manchmal, wenn draußen der Wind das Fackelfeuer bewegte, sich die Schatten veränderten, so daß sie an den vergitterten Fensteröffnungen tanzten, schauten die Gefangenen noch hoch.

Doch man ließ sie in Ruhe.

Gordon hatte sich wieder zu den beiden Frauen gesellt. Sie hockten mit angewinkelten Beinen am Boden und hatten die Hände um ihre Knie gespannt. Eve rauchte wieder. Gedankenverloren starrte sie dem Qualm nach, der über ihre Lippen drang, als könnte sie aus dem Rauch herauslesen, was das Schicksal noch für sie parat hielt.

Tina war bleich. Als sich Gordon neben sie gesetzt hatte, lehnte sie den Kopf an seine Schultern.

»Kannst du mir sagen, wie es ist, wenn man stirbt?«

»Nein, ich bin noch nicht gestorben!«

Sie lachte bitter auf. »Das kann ich mir denken. Doch man liest so viel. Neulich stand in einer Zeitung der Bericht von einem Menschen, der aus dem Jenseits zurückgekehrt ist. Er sprach von einem hellen Licht, stärker als die Sonne soll es sein. Das muß für ihn wunderbar gewesen sein, denn er verspürte keine Angst. Vielleicht hat man das auch nicht, aber die Zeit vor dem Tod muß so schrecklich sein. Die Schmerzen, das Wissen, daß bald alles vorbei ist. Wenn ich daran denke, könnte ich wahnsinnig werden.«

»Du lebst doch noch.«

»Was ist das für ein Leben. Es ist für mich schon die Zeit vor dem Tod.«

Eve drehte den Kopf. »Hör bitte auf, so etwas zu sagen«, bemerkte sie. »Das macht mich nervös.«

Sie zündete sich eine neue Zigarette an der Glut der alten an.

»Willst du dich den Tatsachen nicht stellen?«
»Was heißt Tatsachen? Ich werde mich schon zu wehren wissen, wenn sie mich auf den Scheiterhaufen schleppen wollen.«
»Du hast keine Chance gegen sie.«
»Da wollen wir mal abwarten.« Sehr sicher klang Eves Stimme allerdings nicht.
Gordon hatte einen Einwand. »Wißt ihr eigentlich, welches Datum wir haben?«
»Ja, es ist der 30. April.«
»Eben, meine liebe Eve. Der letzte Apriltag. Und das ist ein besonderer Tag, wie du sicherlich weißt.«
Sie schüttelte den Kopf und schaute einigen Käfern nach, die über den Boden krochen. »Hilf mir mal auf die Sprünge.«
»Es ist die Walpurgisnacht.«
Plötzlich lachte Eve. »Ja, du hast recht. Den Begriff kenne ich. In Goethes Faust wird sie erwähnt und in düsteren Farben gezeichnet. Das ist die Nacht der Hexen. Da kommen sie aus ihren Verstecken und auf Besen reitend über die Menschen. Aber wer glaubt das schon? Nichts gegen Goethe, doch da wird er sich geirrt haben.«
»Hast du je geglaubt, in die Vergangenheit verschleppt zu werden?« fragte Gordon dagegen.
»Nein.«
»Aber du erlebst hier keinen Traum. Das ist echt. Wir befinden uns in einer anderen Zeit.«
Tina hatte zugehört. »Ich darf gar nicht darüber nachdenken«, hauchte sie. »Das ist ja furchtbar und nicht zu fassen. Wie kann ich in der Vergangenheit sterben, wenn ich in der Zukunft erst noch geboren werde.«
»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Du hast in der Zukunft gelebt, bist in die Vergangenheit zurückgeschleudert worden und wirst in dieser Zeit auch sterben. Deine echten Jahre bleiben doch, sie vergehen nicht.«
Tina lächelte schief. »Soll ich darüber jetzt nachdenken?«
»Das überlasse ich dir.«
»Ich will es auch nicht, weil es mir einfach zu kompliziert erscheint. Ich lasse alles an mich herankommen. Vielleicht fange ich erst wieder an zu denken, wenn sie kommen und uns abholen wollen.«
»Ja, tu das.«
Eve schaute zum Fenster hoch. Ihr Blick glitt auch über die Fackeln, und ihr kam eine Idee. »Diese Fackeln sind die einzige Waffen, die wir haben, oder?«
»Wie meinst du das?«
»Gordon, ich sehe schon, daß du es nicht gewohnt bist, dich durchzusetzen. Die kräftigsten von uns sollten sich mit den Fackeln

bewaffnen und den Typen was auf die Schädel geben, wenn sie erscheinen.« Eve schaute Tina und Gordon an, um bei ihnen eine Reaktion erkennen zu können.

Das dunkelhaarige Mädchen schwieg, während Gordon zeitlupenhaft langsam nickte. »Man sollte zumindest über diese Möglichkeit nachdenken«, sagte er leise. »Es ist besser, mit fliegenden Fahnen unterzugehen, als sich verbrennen zu lassen.«

Tina preßte beide Hände gegen die Ohren. »Könnt ihr denn damit nicht aufhören?«

Eve rüttelte sie. »Mädchen, du kannst deine Augen nicht vor den Tatsachen verschließen. Das ist die Walpurgisnacht, die wollen und werden uns verbrennen. Gordon hat doch gesehen, wie sie den Scheiterhaufen errichteten.«

»Ja, leider.«

»Wenn wir wenigstens fliehen könnten«, flüsterte Tina.

»Vielleicht gelingt uns das auch durch einen überraschenden Angriff. Die Typen, die uns holen werden, denken doch sicherlich, daß wir fertig sind und nichts mehr bringen können. Mit den Nerven am Ende, völlig von der Rolle, deprimiert und schicksalsergeben. Aber die sollen sich geirrt haben, das schwöre ich.«

»Wo nimmst du nur den Mut her?« fragte Tina.

»Ich weiß nicht, ob das Mut ist. Es kann auch der reine Selbsterhaltungstrieb sein. Ich will nicht einfach untergehen, von der Welt verschwinden, als hätte es mich nie gegeben. Ich hasse diese Schergen, diese Hexen, ich weiß überhaupt nicht, wie so etwas möglich sein kann, aber ich weiß, daß ich mich nicht in die Flammen werfen lasse, das verspreche ich euch.«

»Gut, dann nehme ich eine Fackel«, sagte Gordon. Er stand auf. »Ich will mal mit den anderen über unseren Plan sprechen. Vielleicht findet sich einer der Herren bereit, die andere zu nehmen.«

Eve hatte etwas dagegen. »Das brauchst du nicht. Die zweite Fackel nehme ich.«

Gordon staunte sie an. »Traust du dir denn zu, gegen diese Typen anzugehen?«

»Zumindest muß ich es versuchen.« Eve lachte leise. »Möglicherweise rechnen sie nicht damit, daß es eine Frau wagen könnte, sie anzugreifen. Sie werden ein anderes Bild von einer Frau besitzen und nur vor ihr Respekt haben, wenn es sich um eine Hexe handelt. Aber aus Weibern können auch Furien werden oder Hyänen, und das will ich beweisen. Klar?«

»Und ob.«

Auch Eve stand schon auf den Beinen. Sie ging dorthin, wo eine Fackel an der Wand hing und zog sie hervor.

»Was machen Sie denn?« fragte Harry.

»Das sehen Sie doch.« Eve schwenkte die Fackel.

Als Gordon die zweite nahm, wurden auch die anderen unruhig und standen auf. Sie demonstrierten Geschlossenheit, indem sie eine Erklärung verlangten.

»Die können Sie bekommen«, sagte Gordon und berichtete von den Plänen.

»Damit kommen wir doch nicht durch«, entgegnete der Elegante und erntete zustimmendes Nicken.

»Sie können ja schon freiwillig auf den Scheiterhaufen gehen, Mister.«

Der Kerl lachte. »Ich höre immer Scheiterhaufen. Soweit ich mich erinnern kann, sind keine Männer auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Immer nur Frauen.«

»Spinnen Sie?« fragte Eve. »Wollen Sie vielleicht damit andeuten, daß Sie hier so wegkommen?«

»Vielleicht.«

»Und Sie würden uns Frauen auch nicht helfen?«

»Das käme darauf an.«

»Nein, Eve, nein!« sagte Gordon dazwischen. »Man hat keine Männer auf die Scheiterhaufen gestellt. Oder nur in den seltensten Fällen. Dafür hat man etwas anderes mit ihnen gemacht. Sie gevierteilt, zum Beispiel. Wissen Sie, was das heißt? Man nimmt vier Ochsen oder vier Pferde und bindet sie an Arme und Beine des Verurteilten und gibt ihnen die Peitsche, so daß sie auseinanderlaufen. Der Mensch wird dabei…«

»Hören Sie auf!« beschwerte sich Harry. »Meine Frau kann es auch nicht hören.«

»Es war nur ein Beispiel.«

Der Elegante war blaß geworden. Auf seiner Stirn schimmerten kleine Schweißperlen. Er wischte sie weg, hob die Schultern und drehte sich wieder um.

»Ein Widerling!« flüsterte Eve. Sie umklammerte den Griff der Fackel so fest, daß ihre Knöchel spitz hervorsprangen.

Der Grauhaarige dachte realistischer. »Haben Sie schon einen Plan?«

»Ja.« Gordon antwortete. »Wenn die Häscher erscheinen, und das werden sie bestimmt, bauen wir uns zu beiden Seiten der Tür im toten Winkel auf. Sobald sie die Schwelle übertreten haben, greifen wir an. Da kriegen sie was auf den Schädel.«

»Der Plan hört sich ja nicht schlecht an!« gab der Mann zu. »Aber können Sie sagen, wie viele dieser Typen in das Verlies kommen werden?«

»Das natürlich nicht, aber wir werden unser Bestes tun, und wir müssen mit der Sekunde der Überraschung rechnen. Das dürfen Sie auch nicht vergessen.«

»Dann wünsche ich uns allen viel Glück.«

Abermals begann das Warten. Eine lange Zeit, in der sich die Nervosität der Eingeschlossenen steigerte. Die Gefangenen sprachen auch nicht miteinander. Jeder beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken. Hin und wieder ging jemand zur Tür, legte sein Ohr gegen die Bohlen und lauschte.

Jedesmal erfolgte die Meldung, daß nichts zu hören war.

Aber sie vernahmen die Geräusche aus dem Hof, auch ein rauhes Lachen oder hohes Kreischen.

Dann schauten sie zu den Öffnungen hin, und einmal sahen sie dort ein verzerrtes Gesicht.

Es erschien für einen Moment und war von feuerroten Haaren umgeben. Grüne Lippen und ebenfalls kugelrunde, grüne Augen starrten in das Verlies, bevor sich die Person wieder zurückzog.

»Das war eine Hexe!« flüsterte Kate. »Verdammt!« schrie sie. »Das war eine Hexe!«

»Ja, ja, ja!« Ihr Mann brüllte dazwischen. »Reiß dich zusammen. Wir dürfen nicht durchdrehen.«

Er schaute sich um, weil er von den übrigen eine Bestätigung erwartete.

Die aber schwiegen.

Dafür zeichnete sich die Spannung auf ihren Gesichtern ab. Die Haut wirkte gestrafft, ein harter Ausdruck war in ihre Augen getreten, und sie lauerten auch.

»Jetzt kommen Sie!«

Tina hatte wohl die besten Ohren. Sie stand nahe der Tür, zuckte aber zurück, als sie die Worte gesprochen hatte. »Ich… ich habe Schritte gehört und das Rasseln von Ketten.«

Der Grauhaarige nickte. »Genau das ist es. Ketten. Sie wollen uns in Ketten legen.«

»Gehen Sie zur Seite!« forderte Eve und baute sich rechts der Tür auf. Ihr gegenüber fand Gordon seinen Platz. Beide hielten die Fackeln jetzt schlagbereit.

Durch Zeichen und Bewegungen gaben sie den übrigen Personen zu erkennen, wo diese sich aufzubauen hatten. Sie wollten sich hinter die beiden stellen.

Jeder von ihnen hörte jetzt die Schritte und das harte Rasseln, als die Ketten über den Boden schleiften.

Die Geräusche steigerten sich, je mehr sich die Wächter oder Häscher der Tür näherten.

Plötzlich verstummten sie.

»Jetzt sind sie da!« hauchte Tina.

Von außen machte sich jemand am Schloß zu schaffen. Wahrscheinlich wurde ein Schlüssel hineingesteckt, der sich drehte,

und auch einen Riegel schob jemand zurück.
Die Tür war offen!
Einen Nachteil hatte die Sache. Die Tür mußte nach innen aufgestoßen werden, so daß zuerst nur einer mit der Fackel angreifen konnte. Und das war Gordon.
Er sah nicht, wie viele Häscher gekommen waren, um sie abzuholen, zudem blendete ihn das zuckende Fackellicht, aber mit einem Schrei auf den Lippen sprang er vor und drosch einfach zu…

***

Die Überraschung gelang! Wahrscheinlich waren es die Häscher von anderen Gefangenen gewohnt, daß diese apathisch in den Ecken des Kerkers lagen und nicht den Mut aufbrachten, sich zu wehren.
Hier war alles anders.
Viermal drosch Gordon in Gesichter hinein. In diese weißen Flecken, die deutlich zu erkennen waren, und er traf auch die langen Kutten, die die Häscher trugen.
Drei konnte er erwischen. Sie taumelten zurück. Bei einem hatte die Kutte Feuer gefangen. Die Flammen zuckten vom Rand der Kutte her in die Höhe, umwallten ihn wie ein zweites Gewand, er fiel in einen Gang hinein, behinderte seine Begleiter, und Gordon riskierte es, für einen Moment stehenzubleiben.
»Kommt, kommt!« schrie er.
Das ließ sich Eve nicht zweimal sagen. Ihr Mantel wehte, als sie über die Schwelle sprang, mit der Fackel zudrosch, einen der Häscher erwischte, der sich vom Boden erhob, so daß der Typ wieder zurückfiel. Gordon und Eve rannten nicht weg. Sie hielten den anderen den Rücken frei, damit sie das Verlies verlassen konnten.
Einer brannte noch immer. Er schmolz in den Flammen weg. Sein Gesicht war zerlaufen und bildete nur mehr einen Klumpen, der immer kleiner wurde.
»Halte du die Fackel!« schrie Gordon dem älteren Mann namens Harry zu. Bevor sich dieser versah, hielt er die Fackel bereits in der Rechten, und Gordon konnte sich einem anderen widmen.
Er hatte gesehen, daß die Wächter nicht unbewaffnet gekommen waren. Sie trugen Schwerter und auch Lanzen.
Eine dieser Lanzen erwischte Gordon. Als er sie hatte, kippte er sie und rammte sie nach vorn. Ihm gelang dabei ein Volltreffer, denn die Spitze trat am Rücken wieder hervor.
Er gab noch einmal Druck und stieß den Häscher um.
Alle Gefangenen hatten inzwischen das Gefängnis verlassen und drängten sich auf dem Gang zusammen. Keiner rannte weg. Sie warteten auf ein Zeichen oder einen Befehl ihres Anführers, der wieder die Fackel an sich nahm und sich an die Spitze der Gruppe

setzte.
Er hatte zuvor gehört, aus welcher Richtung die Häscher gekommen waren. Genau dort lief er hin.
Der Weg führte sie durch einen düsteren Tunnel, dessen Wände aus dicken Steinen bestanden.
Manchmal unterbrochen von alten Verliestüren. Alle waren geschlossen.
Schließlich erreichten sie eine Treppe. Mit gewaltigen Sätzen schafften sie die wenigen Stufen, standen plötzlich in einer leer und kalt wirkenden Halle, in der kein einziges Licht brannte.
Sie warteten.
»Wir müssen hier raus!« flüsterte Kate. »Wo… wo ist denn der verdammte Weg?«
»Abwarten«, sagte Eve. Sie löste sich von der Gruppe, bewegte die Fackel und leuchtete zumindest einen Teil der Halle aus. Auch eine Tür sah sie.
»Hier, kommt her!«
Eve hätte es nicht einmal zu rufen brauchen. Ihre Schützlinge rannten so schnell zu ihr, daß sie fast über die eigenen Beine stolperten. Gordon drängte sich durch. »Ich gehe zuerst hinaus«, sagte er.
Hinter ihm standen sie, atmeten heftig. Ihre Gesichter waren schweißverklebt. Sie sahen so aus, als wollten sie etwas sagen, doch es drang kein Ton aus ihren Mündern.
Abgeschlossen war die Tür nicht. Sie besaß etwa die doppelte Größe einer normalen, die Klinke war ein gebogenes Stück Metall, das an einem Ende fast tropfenförmig nach unten hing.
»Jetzt gilt es!« flüsterte Gordon, riß die Tür mit einem heftigen Ruck auf, stürmte nach draußen und wurde geblendet.
Der helle Feuerschein fiel über sie, und es war der unheimliche und blendende Glanz des Scheiterhaufens, der den Innenhof einer Burg erfüllte und dessen Flammen haushoch in den dunklen Himmel schlugen…

***

Sie hatten ihre Harley unbeschädigt dort gefunden, wo sie auch abgestellt worden war, und befanden sich bereits auf dem Weg. Das Haus lag hinter ihnen, es war nur mehr eine Episode auf ihrer Reise durch die Vergangenheit gewesen.
Ein Ziel hatte ihnen die alte Genoveva nicht mitgeteilt, doch sie gingen davon aus, daß, wenn ein Scheiterhaufen angezündet wurde, sein Licht in der Dunkelheit meilenweit zu sehen war.
Noch entdeckten sie nichts. Sie waren auf dem Weg geblieben, hatten auch die Fahrtrichtung nicht gewechselt und rollten mit mäßiger

Geschwindigkeit dahin.
Obwohl Suko sich auf die Strecke konzentrieren mußte, machte er sich seine Gedanken. Er dachte darüber nach, wo sie sich unter Umständen befinden konnten.
Vielleicht in England, sogar in der Nähe von London? Das alles war möglich, mußte aber nicht sein.
Eine Dimensionsreise konnte man mit einer normalen Fahrt nicht vergleichen. Sie brachte stets einige Überraschungen.
Das wußte Suko aus Erfahrung.
Auch die Gegend änderte ihr Gesicht kaum. Sie blieb flach. Am Tage war die Sicht sicherlich sehr weit, doch in der Finsternis mußten sie sich schon auf den Scheinwerfer verlassen.
Wo befand sich der Scheiterhaufen?
Möglicherweise war er noch nicht angesteckt worden, dann hatten sie noch die Chance, die anderen lebend zu finden.
So verging die Zeit.
Das Land kam den beiden vor wie ein gefräßiger Moloch, der alles verschlang und nichts von sich selbst preisgab. Es war weit, dunkel, lag wie unter Schatten begraben, die plötzlich in der Ferne und rechts von ihnen, erhellt wurden.
Dort flackerte der Widerschein eines Feuers, denn der Himmel zeigte einen unruhigen roten Farbstrich.
»Da ist es!« Shao schrie es laut. »Das muß es einfach sein!«
»Okay!« brüllte Suko zurück. »Halte dich fest!« Er war froh, endlich Gas geben zu können.
Die Harley gehorchte ihm willig. Sie beschleunigte sehr schnell. Plötzlich schienen sie über den Weg zu fliegen. Staubwolken begleiteten sie, die von den Rädern in die Höhe gewirbelt wurden, aber Suko mußte mit dem Tempo herunter, wenn er direkt sein Ziel ansteuern wollte.
Das klappte nur, wenn er quer durch das Gelände fuhr.
Auch das schaffte die Harley. Zwar wurden beide durchgeschleudert und geschüttelt, aber das ließ sich aushalten, da der Feuerstuhl auch eine gute Federung besaß.
Von den Häschern hatten sie bisher nichts zu Gesicht bekommen. Sie hielten sich wohlweislich zurück, vielleicht fand man sie auch beim Scheiterhaufen.
Das Feuer war jetzt deutlicher zu sehen. Der Helligkeit und dem ausufernden Schein nach zu schließen, mußte es gewaltig sein. Auch aus der Distanz erkannten Shao und Suko die großen Flammenarme, die zuckend gegen den dunklen Himmel stießen, ihn auf eine schaurige Art und Weise erhellten.
Zwischen den hungrigen Feuerfingern zerplatzten kleinere Holzteile zu glühenden Funken, die im Kreisbogen wieder der Erde

entgegenfielen.

Und noch etwas sahen sie.

In der Nähe des Feuers bewegten sich, manchmal kreisförmig, dann auch wieder im Zickzack, Gestalten. Sie schwebten durch die Luft und erinnerten an große Vögel.

Genau war nicht zu erkennen, worum es sich bei ihnen handelte, weil sie dem Feuer nicht zu nahe kamen.

Eine direkte Sicht auf den gesamten Scheiterhaufen wurde den beiden Ankömmlingen verwehrt.

Wahrscheinlich lagen dicke Mauern zwischen ihnen und dem Feuer.

»Wir fahren noch näher heran!« Suko hatte sich für das volle Risiko entschlossen und erntete von Shao keinen Widerspruch. Zum Glück durchflossen weder Bäche das Gelände noch teilten es tiefe Graben auf. So konnten sie ziemlich unbehindert weiterfahren.

Dann kam der Zeitpunkt, wo Suko es nicht mehr riskieren wollte, den Scheinwerfer leuchten zu lassen. Er schaltete ihn aus, so tasteten sie sich im Dunkeln weiter und sahen plötzlich den großen Schatten in der Dunkelheit.

Er besaß rote Ränder vom Widerschein des Feuers, aber sie erkannten an den Umrissen einen Gegenstand, den sie hier nicht zum erstenmal sahen. In London war er ihnen schon aufgefallen, als er sie mit seiner magischen Gewalt auf sich zugezogen hatte.

Es war das Hexentor!

Zwei Türme grenzten es ein. Sie waren so typisch für dieses Tor und liefen in den oberen Hälften spitz zu.

Der Widerschein geisterte über das Mauerwerk und ließ die Türme so aussehen, als würden sie sich bewegen.

Noch ein paar Yards fuhren sie. Dann stellte Suko den Motor ab und ließ die Maschine ausrollen.

»Wir gehen den Rest der Strecke zu Fuß!« erklärte er, als er abstieg und die Harley aufbockte.

Shao legte keinen Widerspruch ein. Sie schaute auf das Tor und lauschte auch in die Dunkelheit hinein. Die Helme hatten beide abgenommen und sie auf die Sättel gelegt.

»Das sind Stimmen!« flüsterte Shao.

Suko nickte. »Ja, sie werden ein Fest feiern. Die Walpurgisnacht ist angebrochen.«

»Und die Schatten in der Luft, die wir gesehen haben? Könnten das wirklich Hexen gewesen sein?«

Suko hob die Schultern. »Wir werden sehen.«

»Hoffentlich reiten sie nicht auf ihren Besen!« Shao hielt sich hinter Suko, der bereits losgegangen war und die direkte Richtung auf die Burg einschlug.

Das Gelände blieb auch weiterhin eben. Mit Hindernissen hatten sie

nicht zu rechnen. Wind fuhr ihnen entgegen. Er brachte auch den typischen Geruch des Feuers mit.

Shao hüstelte. Suko war vorsichtiger geworden. Die Dämonenpeitsche hielt er in der rechten Hand.

Beim Gehen schleiften die drei aus Dämonenhaut bestehenden Riemen über den Boden und bewegten die hohen Halme des wild wachsenden Grases.

Die Schatten nahmen zu. Sie stammten nicht allein vom Feuer, auch andere waren plötzlich da, flogen über ihren Köpfen durch die Nacht, gaben aber keinen Laut von sich.

Es waren auch keine Hexen, wie von Shao angenommen, sondern normale Vögel.

Raben, Krähen oder Elstern… Keine Gefahr also.

Ob sie trotzdem von den beiden Türmen aus gesehen worden waren, wußten sie nicht. Sie gingen auch nicht aufrecht, suchten des öfteren Deckung und zogen sich hinter den Buschinseln zurück, hielten Ausschau und bewegten sich erst dann weiter.

So kamen sie dem Tor immer näher.

Einmal waren sie unfreiwillig hindurchgerast. Diesmal würden sie es freiwillig durchschreiten.

Noch war es nicht soweit. Zwar gelang es ihnen schon, einen Blick durch das Tor zu werfen, aber sie sahen den Mittelpunkt des Innenhofes, diesen Scheiterhaufen, nicht. Er mußte woanders brennen, nur den zuckenden Widerschein erkannten sie und sahen auch die Gestalten, die ihn durchquerten.

Kutten wehten, wenn sie gingen und sich hastiger bewegten. Diese Typen waren ihnen bekannt.

»Das sind die Häscher!« flüsterte Shao.

Suko nickte nur. Noch vorsichtiger näherten sie sich dem Ziel. Tief hatten sie sich geduckt, so daß sie fast im Entengang weitergingen. Beiden war die Veränderung der Atmosphäre aufgefallen. Es lag nicht allein am lodernden Feuer, sondern an der Aura, die sich um das Gemäuer dieser alten Burg gelegt hatte.

Und an der Nacht.

Walpurgisnacht, die Nacht der Hexen…

Das waren ihre Stunden, die Schwärze, die Dunkelheit, aber gleichzeitig der Beginn des Frühlings, der warmen Jahreszeit und der Fruchtbarkeit. Es würde sprießen und wachsen, aus dem Schoß der Erde stieg die Frucht, und die Große Mutter, als Göttin der Fruchtbarkeit, feierte Triumphe.

Sie gab neues Leben, aber sie nahm auch anderes. Ein ewiges Wechselspiel, und Gnade kannte sie dabei nicht. Wen ihre Diner auch als Opfer brachten, es wurde von ihr stets angenommen.

Suko stoppte seinen Schritt. »Willst du mit?« fragte er, als Shao auch

stehengeblieben war.
»Wieso?«
»Du kannst auch hier zurückbleiben.«
»Nein, ich bleibe an deiner Seite.«
Suko schaute sie ernst an. »Und du hast keine Furcht vor dem Scheiterhaufen?«
»Müßte ich das haben?«
»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich werden die Diener der Großen Mutter versuchen, dich auf den Scheiterhaufen zu zerren. Da hatte die alte Genoveva schon recht.«
»Hör auf mit den Späßen!« Shao schüttelte sich und preßte ihre Lippen hart zusammen.
Suko deutete nach vorn. »Wir werden uns im Schatten der Mauer halten und sehr vorsichtig das Tor durchschreiten. Tu mir einen Gefallen und bleib hinter mir.«
»Mach ich.«
»Dann los!« Suko strich über Shaos Wange. Eine Geste, die Mut machen sollte.
Die letzte Strecke war der gefährlichste Teil des Wegs. Wenn jetzt jemand durch eines der Turmfenster schaute, konnte er sie ohne weiteres sehen.
Aber daran hatte keiner Interesse. Das gesamte Geschehen spielte sich auf dem Burghof ab. Dort loderte das Feuer, dort schlugen auch die langen Flammenarme in die Höhe und zeichneten ihr zuckendes Muster auf den Innenhof der Burg.
Es war schon ein ungewöhnliches Gefühl für die beiden, freiwillig durch das Hexentor zu schreiten.
Sie hatten es noch flammenumkränzt und mit dem kalten Gesicht der Großen Mutter gefüllt in Erinnerung.
Jetzt aber war es leer.
Ein völlig normales Burgtor, über dessen Boden höchstens das zuckende Muster der Flammen huschte.
Ohne aufgehalten oder entdeckt zu werden, konnten sie das Tor durchschreiten.
An seinem Ende blieb Suko stehen. Er drehte sich um und brachte seinen Mund dicht an Shaos Ohr, damit sie auch die Worte verstand, die er ihr zuflüsterte.
»Halte du dich noch zurück. Ich werde um die Torecke in den Innenhof peilen.«
»Ja.«
Beide schraken zusammen, als sie plötzlich die schrillen Schreie hörten. So brüllten Hexen, aber ein Schrei übertönte noch den wilden Singsang der anderen.
Ihn hatte ein Mensch ausgestoßen!

Suko drückte sich vor, drehte den Kopf, schaute um die Ecke in den Innenhof und sah zum erstenmal den Scheiterhaufen.

Er war gewaltig. Noch nie in seinem Leben hatte er einen so großen Tanzplatz für Hexen gesehen.

Reisig und Holz waren herbeigeschafft und um einen gewaltigen Pfahl drapiert worden, der aus der Mitte des Scheiterhaufens in die Höhe ragte.

In Ketten hing dort ein Mensch.

Und der schrie um sein Leben, während das Feuer von allen Seiten nach ihm griff…

***

So schlimm hatten sie es sich nicht vorgestellt. Ihre Siegeseuphorie sackte schlagartig zusammen, als sie auf das starrten, das sich ihren Blicken bot.

Der Scheiterhaufen war gewaltig. Kreisförmig angelegt, bedeckte er fast den gesamten Innenhof der Burg, die durch das große offene Tor zu erreichen war, das rechts von ihnen lag.

Aber nicht nur das Feuer sahen sie. Auch Menschen oder menschenähnliche Gestalten trieben sich auf dem Innenhof herum. Es waren die Häscher mit den weißen Gesichtern, die entweder um das Feuer tanzten oder Holzstücke hineinwarfen, damit die Flammen noch mehr Nahrung bekamen.

Noch brannte nicht das gesamte Holz, aber ein dichter Rauchkranz stieg ebenfalls in die Höhe und verbreiterte sich zu einem Pilz. Immer wieder fuhr der Nachtwind in die Flammen und fachte sie von neuem an.

Manchmal bewegte er sie auch so, daß sie einen Teil der Burg anleuchteten und mit ihrem flackernden Licht auch in Nischen oder Fensterhöhlen an den Wänden drangen.

Und dort hockten sie.

Gekrümmte Gestalten mit Schatten auf dem Rücken, menschlichen Gesichtern, nackten Körpern und strähnigen Haaren.

Die Hexen der Großen Mutter!

Sie waren es, die die Menschen zuerst entdeckten. Aus ihren aufgerissenen Mäulern lösten sich Schreie, die nichts Menschliches mehr an sich hatten.

Es waren gleichzeitig die Startsignale.

Fünf Hexen lösten sich aus ihren Verstecken. Als wilde Schatten jagten sie heran. Erst jetzt war zu erkennen, daß auf ihren Rücken schwarze Flügel wuchsen, mit denen sie wild um sich schlugen.

Die Häscher taten nichts.

Sie blieben am Feuer und überließen den Hexen das Feld. Schnell wie Vögel waren sie, und den Gefangenen wurde die Lebensgefahr, in

der sie schwebten, erst klar, als die Gestalten schon bei ihnen waren.

Sie tauchten plötzlich vor ihnen auf. Lange Finger, die schon an Schlangen erinnerten, griffen nach ihnen, zerrten an der Kleidung, hakten sich in den Haaren fest und versuchten, die Menschen mit sich zu schleifen.

Im Nu war die Ordnung zerstört.

»Jeder für sich!« brüllte Gordon noch und hoffte allerdings in Tinas Nähe bleiben zu können. Auch auf sie stürzte sich ebenso eine Flughexe wie auf ihn.

Er ging die andere an.

Tina schrie. Sie hatte sich zu Boden fallen lassen und die Hände über ihren Kopf gelegt. Die scharfen Krallen der Hexenfinger rissen in ihren Haaren und schabten auch die Haut auf ihren Gelenken ab, aber sie hatten noch nicht die richtige Stelle gefunden, um Tina in die Höhe zu zerren.

Dann war Gordon bei ihr.

Und er drosch zu.

Noch hielt er die Fackel. Die Hexe bot zudem ein gutes Ziel. Er holte einige Male aus, traf jedesmal und drosch die Fackel auch so hart in das Gesicht der Flughexe, daß Funken aufstoben.

Sie zog sich wütend und kreischend zurück. Gordon wollte sich bücken, um Tina hochzureißen, als eine andere Hexe ihn von hinten anflog und mit ihren langen Fingern seinen Hals umklammerte.

So konnte sie ihn erwürgen.

Tränen traten in seine Augen. Er holte noch Luft, schmeckte den Rauch im Hals, dann fiel er zurück, weil ihn die Kraft der Hexe zu Boden gerissen hatte.

Um ihn herum herrschte ein Chaos. Die Menschen schrieen ihre Angst heraus, Rücksicht wurde nicht genommen. Es gab niemanden, der in solchen Augenblicken nicht die Nerven verlor.

Einer jedoch wollte fliehen.

Es war der elegante Typ, der mit dem sicheren Blick des Gejagten eine Fluchtchance erkannt hätte.

Sehr weit war es nicht bis zum Tor. Dahinter lag möglicherweise die Rettung.

Dieser Gedanke gab ihm Kraft, es schleuderte ihm förmlich voran. So rasch es ging, bewegte er seine Beine, um das Ziel zu erreichen. Nur weg, fort aus dieser verdammten Hölle, die ihn sonst vernichtete.

Aber die Hexen paßten auf.

Und nicht nur die fünf, die sich auf die Menschen gestürzt hatten. In den zum Innenhof liegenden Turmfenstern hatten noch weitere gelauert. Ihre Sekunde war jetzt gekommen.

Sie lösten sich aus ihren Verstecken und fielen wie Steine in die Tiefe.

Das sah der Elegante nicht. Die Angst peitschte ihn voran. Er schaute weder nach links noch nach rechts, auch nicht nach oben, denn von dort kam die Gefahr.

Sie packte zu.

Kalt wurde der Mann erwischt. Etwas prallte mit ungemein starker Wucht auf ihn, stieß ihn zu Boden, so daß er das Gefühl hatte, in den Untergrund hineingerammt zu werden.

Er lag auf dem Bauch, sein Mund stand offen, er schmeckte den Dreck und den Staub, der zwischen den Zähnen knirschte, wollte sich herumwerfen, aber man hielt ihn fest.

Der Mann hatte das Gefühl, am gesamten Körper die verfluchten Hände zu spüren. Er konnte sich nicht lösen und hörte plötzlich ein Geräusch, das ihm bekannt vorkam.

So rasselten Ketten.

Eine der beiden Hexen war damit ausgerüstet, und sie konnte auch mit diesem Instrument umgehen.

Geschickt schlang sie es um die Handgelenke des Mannes, so daß dieser sich nicht mehr befreien konnte. Weitere Schreie wurden von einer Hexenhand erstickt, die sich auf seine Lippen preßte, so daß nur mehr ein dumpfes Gurgeln zu vernehmen war.

Sie stießen ihn auf den Rücken. Er schrie wieder verzweifelt und sah über sich die sich hektisch bewegenden Schatten der Flügel, die mit ihren Spitzen auch ihn trafen, so daß er die Berührung wie Schläge im Gesicht empfand.

Vier Hände griffen zu.

Und die zehn Finger hatten Kraft. Von den Flügeln unterstützt, schwangen sich die Hexen in die Höhe, ohne ihr Opfer aus den Krallen zu lassen. Der Mann brüllte seine Not hinaus. Er sah unter sich den Boden verschwinden und auch die anderen aus seiner Gruppe, die verzweifelt gegen die Übermacht ankämpften, dann spürte er bereits die Hitze der Flammen, die ihn traf.

Ohne hinzuschauen, wußte er, wo er sich befand.

Über dem Feuer!

Und er sollte das erste Opfer dieser verdammten Flammen werden. Als er das Klirren der Kette vernahm, war es schon zu spät für ihn. Da hatten ihn die fliegenden Hexen bereits an die höchste Stelle des Stabs angekettet, und zwar auf eine verdammt gemeine Art und Weise, denn er rutschte plötzlich nach unten, fiel in das Feuer, prallte mit den Füßen auf ein Hindernis, das wie eine kleine Bank an einer bestimmten Stelle um den Pfahl herumgebaut worden war, und sah die Flammen zum Greifen nahe vor sich, Er spürte die Hitze. Der wabernde, heiße Schleier nahm ihm jede Sicht, sein Haar wurde bereits angesengt, die Augenbrauen ebenfalls, die Kleidung qualmte schon, erhitzte sich weiter, und plötzlich stand auch sie in hellen

Flammen.
Noch einmal schrie er auf.
Sein Brüllen übertönte sogar das wilde Schreien der Hexen, die sich zu einem rasenden Tanz um das Feuer gefunden hatten.
Sie schauten zu, wie der erste starb.
Aber sie hatten noch weitere Opfer. Frauen und Männer, die sich zu wehren versuchten.
Besonders der junge Mann namens Gordon.
Er war von einer Hexe zu Boden gerissen worden, doch er wollte sich trotz der schlechten Lage nicht mit seinem Schicksal abfinden und kämpfte weiter.
Während der erste ein Raub der Hexenflammen wurde, schlug Gordon trotz seiner schlechten Position mit der Fackel um sich. Auch zurück, er wollte die Hexe treffen und deren Haare in Brand setzen.
Ein paar Schläge brachte er an, wußte aber nicht, ob er sein Ziel auch getroffen hatte, denn wie leicht konnte es passieren, daß er daneben schlug.
Die Hexe ließ ihn nicht los. Ihre Finger waren wie stramme Gummibänder, sie drückten zwar zu, aber sie ließen Gordon auch noch atmen, so daß dieser Griff schon einer Folter glich.
Auch seine Schläge besaßen nicht mehr die Wucht wie zu Beginn. Er schlug zwar noch, die Bewegungen waren lahmer geworden, bis er selbst die Fackel nicht mehr halten konnte und sie ihm aus der Faust rutschte. Direkt neben ihm brannte sie weiter, wurde plötzlich weggerissen und befand sich in der Hand von Eve, die sich noch am besten gehalten hatte, weil sie mit dem Rücken an der Mauer stand.
Nun nicht mehr.
Das war ihr Untergang.
Sie kam nicht einmal dazu, die Fackel einzusetzen, denn die Hexen hatten Verstärkung bekommen.
Aus dem Hintergrund hatte einer der Häscher eine Lanze geschleudert. In Wadenhöhe geriet sie zwischen die Beine der laufenden Frau.
Eve stolperte, streckte noch ihre Arme aus, aber den Fall konnte sie nicht vermeiden.
Hart prallte sie auf.
Der Schrei erstickte, als sie den Schmutz auf den Lippen spürte und sie harte Hände gegen den Boden preßten, wobei andere ihr sehr geschickt Ketten um die Gelenke legten.
Innerhalb von Sekunden war Eve auf die gleiche Art und Weise gefesselt worden wie der Elegante, der sich so außerhalb gestellt hatte. Fertig für den Scheiterhaufen.
Den anderen erging es nicht besser. Hexen und Häscher hatten sich zusammengefunden. Kate wurde ihrem Mann entrissen. Sosehr Harry

auch bettelte und flehte, die Feinde kannten kein Pardon. Sie nahmen ihm die Frau weg, schleuderten sie zu Boden, und als Harry ihr folgen wollte, packte eine Klaue zu und umklammerte seinen rechten Fußknöchel.

Er fiel hart auf das Gesicht, schlug sich die Nase ein, so daß Blut aus den Löchern rann.

Sie waren über ihm, die Kettenglieder rasselten, als sie um seine Handgelenke geschlungen wurden.

Jetzt war auch er fertig!

Es dauerte nicht lange, bis die Häscher und die Hexen sie so in ihrer Gewalt hatten, wie es ihnen vorschwebte.

Auch Gordon hatte nichts mehr tun können. Er wunderte sich sowieso, daß es ihm gelungen war, auf diese Art und Weise zu kämpfen. Bisher hatte er körperliche Gewalt verabscheut, aber an der Seite des Mädchens Tina war er über sich selbst hinausgewachsen.

Doch sie hatten ihm gezeigt, wo es langging. Er hing in den harten Griffen der Häscher und sah zerschlagen aus. Seine Lippen zeigten die doppelte Dicke. Sprechen konnte er kaum noch. Wenn er die Lippen bewegen wollte, verursachte dies Schmerzen.

Auch Tina war gepackt worden. Man hatte sie über den Boden geschleift. Dementsprechend schmutzig und zerrissen sah ihre Kleidung aus. Zudem weinte sie, und ihr Blick fiel dabei auch auf den jungen Mann. Gordon versuchte, aufmunternd zu lächeln, das mißlang aber wegen seiner zerschlagenen Lippen.

Für die Hexen war es die Nacht der Nächte. In der Walpurgisnacht konnten sie endlich zeigen, was in ihnen steckte. Da wurden aus den oft namenlosen Wesen teuflische Gestalten, die einen makabren Reigen tanzten und Menschen malträtierten.

Sie selbst kümmerten sich nicht um die Gefangenen. Das überließen sie den Häschern in den langen Gewändern und den bleichen Gesichtern, deren flächige Haut von Runzeln, Kratern und Furchen durchzogen war. Die Hexen umflogen kreischend das Feuer. Für sie war der Scheiterhaufen das Symbol des Todes, aber nicht sie würden sterben, sondern die Menschen, die sie sonst auf den Scheiterhaufen gestellt hatten.

Es wehrte sich niemand mehr.

Erstens waren die Gefangenen mit ihren Kräften am Ende, zum zweiten hatte jeder von ihnen noch das Schicksal des Eleganten vor Augen, den die Flammen vernichtet hatten.

Und sie fragten sich, wer von ihnen als nächster an den Pfahl gebunden werden würde.

Der Burghof war zu einer Arena des Schreckens geworden, eine Stätte des Todes, in der das Grauen lauerte und von den Gefangenen auch aufgenommen wurde.

Sprechen konnten sie nicht mehr. Hin und wieder warfen sie sich angstvolle Blicke zu, während die Häscher kein Pardon kannten und sie durch den Staub schleiften.

So näherten sie sich dem Feuer.

Es war warm auf dem Hof. Die Flammen gaben die wabernde Hitze ab. Sie verzerrten auch die Sicht und erinnerten an lange Arme, die nur greifen wollten.

Manchmal wirkten sie so, als würden sie aus zahlreichen Gesichtern bestehen, wenn sie ineinander flossen. Aus feurigen Augen, grausam verzogenen Mündern und dem Wissen, daß ihnen keiner entkommen konnte. Weder Mann noch Frau.

Die Hitze kam in Wellen, je, nach dem, ob ihnen der Wind die Flammen entgegenwehte.

Manchmal wollten die Verurteilter; zurückzucken, das ließen die Häscher nicht zu. Sie hielten die Menschen fest, gaben ihnen keinen Millimeter Spielraum.

Sie blieben stehen.

Es war ein lauerndes Warten. Das Ende rückte mit jeder Sekunde näher, doch durch das Warten vergrößerte sich die Qual der Gefangenen. Irgend jemand mußte eine Auswahl treffen und bekanntgeben, wer als erster ein Opfer der Flammen wurde.

Die Häscher waren nur Hilfskräfte. Eine Auswahl trafen die Hexen. Diese widerlichen Geschöpfe mit den schwarzen Flügeln, die über ihnen kreisten und dabei kreischten, setzten plötzlich zur Landung an. Nackte, dunkle Körper streckten sich. Die Gesichter verzogen sich noch mehr, die Haare auf den Köpfen stellten sich hoch wie lange Messerklingen, und sie zitterten auch nach.

Die Landung…

Lautlos erreichten sie den Burghof, breiteten die Arme aus, die Flügel fielen zusammen und mit tapsig wirkenden Bewegungen setzten sie ihren Weg fort.

Sie suchten nach dem ersten Opfer.

Näher und näher kämen sie.

Zum erstenmal sahen die Gefangenen diese alptraumhaften Geschöpfe aus unmittelbarer Nähe. Sie waren sogar so nahe herangekommen, daß sie die Körper und Gesichter mit ihren ausgestreckten Händen berühren konnten, was sie auch taten.

Da strichen die widerlichen Finger über die Haut der Menschen. Sie tasteten, sie fühlten, sie prüften, drückten in die Haut, um festzustellen, ob es sich auch lohnte.

Ja, es lohnte sich.

Besonders bei den Frauen, denn ihre eigenen Geschlechtsgenossinnen wurden von der Hexenbrut besonders gehaßt. Obwohl es niemand ausgesprochen hatte, war jedem klar, daß sich die Hexen als erstes

Opfer eine Frau aussuchen würden.
Auch Gordon wußte dies.
Er hatte sich wieder einigermaßen erholt. Zwar waren die Schmerzen nach wie vor vorhanden, aber sein Hirn arbeitete wieder klar und nüchtern. Er konnte denken, Schlüsse und Folgerungen ziehen, und er hoffte, daß es nicht Tina sein würde, die als erste auf den Scheiterhaufen gestellt werden sollte.
Diese Hoffnung erfüllte sich nicht.
Obwohl er noch keinen Beweis hatte, sagte ihm das Gefühl, daß für Tina der Weg hier beendet sein würde. Er sah es an den Blicken der Hexen, die so scharf und fordernd waren.
»Nein!« schrie er plötzlich. »Nicht sie. Nehmt mich, verdammt! Ich werde an ihrer Stelle sterben!«
Die Hexen hörten ihn zwar, allein, sie reagierten nicht. Irgendwie schienen sie sich abgesprochen zu haben, denn sie schauten sich die anderen Personen nicht mehr an.
So nickten sie sich nur zu.
Und sie handelten.
Zwei stürzten sich auf Tina, die sofort von ihren Häschern losgelassen wurde, aber trotzdem nicht mehr fliehen konnte, da die Hexen einfach zu schnell waren.
Sie schlugen zu.
Ihre krallenbewehrten Hände schafften es, sich in der Kleidung des Mädchens zu verhaken, so daß sich Tina nicht mehr aus den Griffen herausdrehen konnte.
Sie schrie.
Die Hexen geiferten und wollten sich ausschütten vor Lachen. Die Chancen des Mädchens sanken.
Sosehr sich Tina auch wehrte und um sich zu schlagen versuchte, sie kam gegen die Brut nicht an.
Die Hexen schienen die doppelte Anzahl an Armen zu besitzen. Ihre Finger und Hände waren überall. Rissen an der Kleidung, hielten sie fest, zerrten daran, es wurde auch geschlagen, und Tina drückten die Treffer in die Knie.
Schwerfällig stützte sie sich ab. Sie hielt die Arme ausgestreckt, die Hände gegen den Boden gepreßt, wollte sich schwermachen, aber Hexen packten sie unter und hoben sie an.
»Tinnaaaaa…!« Der Schrei des jungen Mannes brandete über den Innenhof der Burg und auch gegen die fauchenden Flammen, die von ihm noch übertönt wurden. Es blieb nicht bei diesem Schrei, weil Gordon versuchte, sich zu befreien. Das ließen die Häscher nicht zu. Er schaffte es nicht einmal, sich zu bewegen. Die Griffe waren einfach zu hart.
Und so blieb ihm nur übrig, entsetzt zuzuschauen, was die Hexen mit

Tina anstellten.

Sie alle hörten das Klirren der Ketten, als sie geschwungen und um die Gelenke des Mädchens gebunden wurden. Mit raffinierten Bewegungen und Drehungen geschah dies, ein Beweis dafür, daß die Hexen dies nicht zum erstenmal taten.

Und die Ketten waren so um die Gelenke geschlungen worden, daß sich Tina aus eigener Kraft nicht befreien konnte. Sie war blaß geworden. Nur der Widerschein des Feuers zeichnete Schatten auf ihr Gesicht, in dem der Mund weit offenstand.

Nicht ein Laut drang über die Lippen. Tina war der Schrei im Hals stecken geblieben.

Gekettet schleifte man sie zum Feuer. Auch ihre Freundin Eve hatte das Schreckliche mit ansehen müssen. Aber sie war nicht in der Lage, etwas zu tun. Sie hielt den Kopf gesenkt und starrte auf den staubigen Burghof, wobei die Schatten der beiden Türme sie streiften und grau aussehen ließen.

Den übrigen Gefangenen erging es nicht anders. Sie hingen apathisch in den Griffen ihrer Bewacher. Vielleicht hofften sie, daß dieser grausame Kelch an ihnen vorbeigehen würde, doch diese Hoffnung konnte sich nicht erfüllen.

Noch einmal schrie das Mädchen auf. Allerdings mehr vor Schreck, als sie in die Höhe gerissen wurde und die Hexen ihre gewaltigen Flügel ausbreiteten.

Da stiegen sie plötzlich hoch. Sie malten sich deutlich vor dem Feuer ab, es wirkte so, als würden die drei Gestalten direkt hineinfliegen, um ihr Opfer verbrennen zu können, aber sie machten es so wie beim erstenmal. Mit ihrer Gefangenen flogen die Hexen weit über die Flammen, drehten sich dort und würden den gleichen Vorgang einleiten wie bei dem ersten Opfer.

Gordon konnte nicht mehr an sich halten. Er hing in den Klammergriffen seiner Bewacher und hatte nicht einmal Kraft in den Beinen. Normalerweise wäre er zusammengesackt, doch daß er es schaffte, seinen Kopf zu heben und dem grauenhaften Vorgang des Verbrennens zuzuschauen, lag vielleicht am dünnen Strohhalm der Hoffnung, an den er sich noch immer festklammerte.

Der Halm brach, als die Hexen sich drehten und Tina genau dort hinsetzten, wo das Ende des Pfahls aus dem Feuer ragte. Eine Kettenschlaufe wurde hineingehängt, noch hielten die Hexen das leichenstarre Mädchen fest und ließen sie plötzlich los.

Tina schrie.

Und dieser gellende, durch Mark und Bein gehende Schrei begleitete sie auf den Weg in die Flammen…

***

Den Schrei hörte auch Suko. Und er sah ein, daß er für dieses Mädchen nichts mehr tun konnte.

Er war einfach zu spät gekommen!

Im Kino erschien der rettende Held immer dann, wenn die Jungfer oder die Unschuld in Gefahr schwebte. Er holte sie dann aus der tiefsten Hölle. Suko war kein Kinoheld und mußte zugeben, daß er sich im Drehbuch wahrscheinlich anders verhalten hätte.

So aber kamen die Vorwürfe.

Er hätte sich schneller bewegen und nicht so viel Rücksicht auf die Umwelt nehmen müssen. Aber wer konnte das alles vorher wissen? Es zählte, daß Suko es überhaupt geschafft hatte und im Schatten des Burgtores stehengeblieben war.

Diese Deckung war gut. Hier konnte er zuschauen und abwarten. Gleichzeitig aber auch darüber nachdenken, wie er weiterhin vorgehen sollte.

Er sah alles. Die Hexen und die Häscher. Ihn interessierten besonders die Hexen mit ihren widerlichen Fratzen, den aufgestellten Haaren, die wie erstarrte Flammen wirkten, den flatternden Flügeln, und er spürte den Haß, den sie ausströmten.

Alles Lebende wollten sie vernichten.

Sie waren häßlich, widerlich, das Mädchen aber, das an dem Pfahl herab in die Flammen gerutscht war, hatte alles in sich vereinigt, was den Hexen fehlte.

Diese Teufelsdienerinnen besaßen große Ähnlichkeit mit denen, die man von alten Holzstichen aus dem Mittelalter her kannte. Häßlich, borstig, widerlich.

Schönheit sollte vergehen und ein Raub der Flammen werden.

Sehr lange hatte der Schrei über den Burghof gezittert. Jetzt brach er ab.

Tina war verschwunden. Suko kam es vor, als würden sich die Flammen jetzt, wo sie ein Opfer erhalten hatten, noch einmal kräftig aufbäumen, um dieses Opfer zu verschlingen.

Das Holz knackte, es explodierte unter dem Druck des Körpers. Wie Geschosse spritzten glühende Teile in die Höhe. Auch die anderen Gefangenen hatten zusehen müssen, was mit dem Mädchen geschehen war. Ihre Reaktionen waren unterschiedlich. Es gab welche, die laut fluchten und schrieen, andere, die übrigen Frauen, waren zusammengesunken. Sie konnten den Anblick einfach nicht ertragen.

Zum Tor hin schaute niemand. Weder die eine, noch die andere Seite interessierte sich für das Burgtor. Man erwartete keine Menschen mehr, auch keine Feinde.

Diesen Umstand nutzte Suko aus.

Er verließ seine Deckung, sah aber zu, daß er nicht in die tanzenden Schatten der Flammen geriet, als er sich vorsichtig weiter bewegte

und einen Bogen schlug, um sich so dem Scheiterhaufen zu nähern. Für ihn stand an erster Stelle die Rettung der übrigen Menschen. Zuvor jedoch mußte er sie aus den Klauen der Häscher befreien.

Suko war da relativ guten Mutes. Mit diesen Kunstmenschen hatte er seine Erfahrungen an der Hütte der alten Genoveva gesammelt. Seine Dämonenpeitsche besaß Kraft genug, um die Helfer der Hexen restlos zu zerstören.

Waren die Häscher einmal vernichtet, würden auch die Hexen vorsichtig werden.

Es kam alles anders.

Bevor Suko angriff, schaute er noch einmal zu dem lodernden Feuer hin. Die Flammen sprangen auch weiterhin hoch, obwohl sie kaum neue Nahrung bekamen.

Und er sah das Mädchen!

Im ersten Moment glaubte Suko an eine Täuschung, sie war es aber nicht. Nach wie vor stand die Gefangene gefesselt in den sie umtosenden Flammen.

Die Ketten hielten sie, das Feuer umwirbelte den Körper, der eigentlich längst hätte zu Asche zerfallen müssen. Aber sie stand da, von den Ketten gehalten und an den Pfahl gepreßt.

Sie tat nichts.

Auch Suko wunderte sich. Er war abgelenkt worden. Was in den Flammen passierte, wollte nicht in seinen Kopf. Er konnte das Mädchen nicht mehr als Opfer ansehen.

Es wurde an den Pfahl gepreßt. Manchmal hatte Suko das Gefühl, als würde sich der Rücken durchbiegen. Das Gesicht war nur mehr ein Schatten, vor dem die Hitze waberte, die Hexen, die über dem Scheiterhaufen kreisten, schrieen plötzlich auf, bevor sie auseinanderstoben, als wäre ein Blitzstrahl in sie gefahren.

Dabei kreischten sie wild und wirr auf. Sie jubelten, sie jaulten regelrecht, und das mußte auch einen Grund haben, den Suko sehr bald sah.

Aus den Flammen erklang ein Schrei.

Wieder hatte das Mädchen so geschrieen. Nur hörte sich dieser Schrei anders an. Nicht so ängstlich und verzweifelt, es war ein Laut des Triumphs, des Sieges!

Er brandete aus den Flammen hervor, hallte über den alten Burghof, wurde auch von den Hexen gehört und von ihnen verstanden.

Sie senkten sich dem Boden zu, bildeten einen Kreis, blieben dabei über dem Feuer und hielten sich an den Händen fest. Kaum hatten sie die Stellung eingenommen, als es geschah.

Das Mädchen Tina bäumte sich auf, als es schrie. Aus dem weit geöffneten Mund drang der Laut des Triumphs, und mit einem gewaltigen Ruck sprengte es die Fesseln.

Keine Kette konnte sie mehr halten. Plötzlich war sie frei. Inmitten der Flammen schien sie zu wachsen und mußte sich vorkommen wie eine Königin des Feuers.

Die Anwesenden waren geschockt und fasziniert. So erging es auch Suko, der das Mädchen anstarrte und kaum wiedererkannte.

War das noch die Person, die von den Hexen in die Flammen geworfen worden war?

Nein, nicht diese Königin des Scheiterhaufens, die ihre Arme erhoben hatte und den Zuschauern die Fetzen der Ketten präsentierte. Aus eigener Kraft hatte sie die Fesseln zerrissen. Zu Fäusten waren die Hände geschlossen worden. Die Geste glich einer Drohgebärde. Kommt mir nicht zu nahe, mußte das heißen.

Gleichzeitig sanken die Flammen zusammen, als wären sie von dem Mädchen befehligt worden. Sie umzuckten noch den unteren Teil des Körpers, wanden sich dort wie lange, durchsichtige Schlangen, glitten auch über das Holz hinweg, zündeten es aber nicht mehr an. Sie umtanzten nur mehr die Füße der Person und beleuchteten den Körper.

Die Spannung auf dem Burghof hatte zugenommen. Auch die übrigen Gefangenen konnten kaum fassen, was sie dort sahen. Ein junger Mann rief mit zitternder Stimme: »Tina, du bist ja nicht verbrannt. Tina, du bist ein Mensch geblieben. Du hast dem Feuer getrotzt…« Er wollte lachen, es wurde nur mehr ein Gurgeln, denn Tina drehte den Kopf ein wenig, schaute den jungen Mann an und richtete sich gleichzeitig auf.

Dieses Aufrichten geschah ruckartig. Dabei schien ein Kraftstrom durch ihren Körper zu rinnen, und Suko, der sie direkt anschaute, hatte plötzlich das Gefühl, von einem aus dem Scheiterhaufen dringenden eisigen Hauch gestreift zu werden.

Ein Hauch des Bösen, der vernichten konnte.

Das war nicht mehr Tina. Äußerlich besaß sie zwar Ähnlichkeit, aber sie hatte sich trotzdem verändert. Ihr Gesicht war ein anderes geworden.

Die Haut hatte eine dunkle Färbung angenommen. Sie schimmerte in einem kalten, dunklen Braun, als wäre Metall über die Wangen gespritzt worden.

Innerhalb des Gesichts leuchteten die Augen ebenfalls von einer besonderen Kälte, als wären sie aus Sternen aus den unheimlichen Tiefen des Weltraums entstanden.

Dieses Gesicht kannte Suko zwar nicht direkt, es kam ihm trotzdem auf irgendeine Art und Weise bekannt vor.

Er dachte darüber nach, während die Hexen sich verteilten und allmählich der Erde entgegenschwebten. Sie stellten sich um das allmählich niederbrennende Feuer herum, und ihre Stimmen

vereinigten sich zu einem einzigen Schrei, aus dem Suko auch ein Wort hervorhörte.

»Walpurgisnacht!«

Es war die Nacht des Teufels und der Hexen. Aber eine andere hatte das Kommando übernommen, ein Mädchen namens Tina.

Suko schüttelte den Kopf. Nein, das war nicht Tina, das konnte sie nicht mehr sein. Aus Tina war eine Person geworden, die eine unheimliche Macht besaß.

Jetzt wußte Suko Bescheid.

Vor ihm auf dem Scheiterhaufen stand mit beiden Füßen fest auf den noch glühenden Holzstücken die erste Hexe aus den Anfängen der Welt.

Die Große Mutter!

Zeit war vergangen!

***

Ich hatte es trotz meiner Bemühungen nicht geschafft, die beiden Frauen zu Partnerinnen werden zu lassen. Zu großes Mißtrauen herrschte zwischen ihnen.

Manchmal warf Dominique der Statue einen fast scheuen Blick zu, bevor sie sich wieder abdrehte.

Und so warteten wir weiterhin im Keller. Auch Jane hatte es einige Male versucht, aber sie war nicht in der Lage gewesen, die andere zu überzeugen.

Für Dominique gab es nur die Große Mutter. Keine andere konnte sie als Siegerin akzeptieren, und sie hoffte dabei auf die Kraft der Walpurgisnacht.

Diese Nacht der Nächte war für die Hexen wie geschaffen. Da hatten sie mit dem Satan gebuhlt, da tankten sie Kraft für das folgende Jahr, und auch bei Jane Collins war eine gewisse Unruhe festzustellen, auf die ich sie auch ansprach.

»Was ist mit dir?«

»Ich weiß es nicht genau, John. Aber ich fühle, daß die Magie noch nicht beendet ist. Diese Nacht hat es in sich, glaub mir.« Sie schaute mich aus großen Augen an.

»Weißt du Näheres?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ich merke, daß noch etwas zurückgeblieben ist. Ich habe erlebt, daß ich Fesseln verbrennen kann, indem ich meine Kräfte gewissermaßen aus der Tiefe hervorhole. Zuerst hielt ich es für einen Zufall, jetzt aber merke ich, daß es die Kräfte tatsächlich gibt. Es ist so, als würde das Blut schneller durch meine Adern laufen, und das steigert sich, John.«

»Wo würde es enden?«

»Ich kann es dir nicht sagen, aber ich hoffe, daß wir einen Blick in

die Hexenwelt hineinwerfen können. Etwas drängte sich vor, es wird immer stärker.«

»Ist es die Walpurgisnacht?«

»Sie muß es sein!«

Ich wandte mich an Dominique, die schräg zwischen uns stand und genau zuhörte. »Hat sie recht?«

»Kann sein.«

»Sie lügen.«

Dominique verzog den Mund in die Breite. »Welches Motiv sollte ich haben, mit euch zusammen zu arbeiten. Die Kraft der Hexen ist gewaltig. Vielleicht hättet ihr euch eine andere Nacht aussuchen sollen, aber in dieser triumphieren wir und sie.«

»Ist sie die Große Mutter?«

»Natürlich.«

»Es ist also ihre Zeit?«

Ich hatte damit gerechnet, daß Dominique schweigen würde, aber wenn von der Großen Mutter gesprochen wurde, blühte sie förmlich auf. »Ihre Zeit ist es. Einmal im Jahr zeigt sie ihre Kraft. Da nimmt sie die Gestalt eines Menschen an. Das ist seit Urzeiten festgelegt. Die Große Mutter ist unser Symbol der Fruchtbarkeit. Wir haben es nicht erfunden, sondern von den sogenannten primitiven Völkern übernommen, die von den hochstehenden Kulturen verachtet wurden. Aber so primitiv sind diese Völker nicht. Sie wußten mehr als viele Menschen, die heute leben. Ihr Wissen werden wir modernen Hexen uns aneignen, und da eignet sich die Walpurgisnacht am besten.«

»Nur für euch nicht mehr«, sagte ich. »Ich habe euren Hexenzirkel zerschlagen.«

»Es gibt andere.« Sie sprach den Satz mit leuchtenden Augen und grinste mich dabei herausfordernd an.

»John, laß es.« Jane hatte sich gemeldet und mit schwerer Zunge gesprochen.

Ich schaute sie an.

Sie lehnte an der Wand, hatte den Kopf zurückgedrückt, um mit dem Stein Kontakt zu bekommen.

Ihr Mund stand offen. Japsend holte sie Luft, als würde sie unter großen Schmerzen leiden. Die Augen glänzten feucht. In ihren Pupillen spiegelte sich der Widerschein der Fackeln. Auch atmete sie schwer, schüttelte sich, ächzte, und ich sah, wie ein Schauer über ihr Gesicht lief.

Dann ging sie nach vorn. Schwer bewegte sie die Beine. »Es ist ein Druck da!« flüsterte sie. »Er stammt aus dem Unsichtbaren. Du kannst ihn nicht sehen, ich kann es ebenfalls nicht. Aber er preßt mich zusammen. Ich habe das Gefühl, als würden meine Knochen allmählich aufweichen, und ich weiß auch, woher das stammt. John,

es ist die Große Mutter. Sie lauert nicht mehr, sie hat die Kraft der Walpurgisnacht voll aufgenommen und weitergegeben.«

Ich faßte Jane an. Meine Hände hielten ihre Schultern umklammert. »Was soll das heißen?«

Sie gab die Antwort nicht sofort, mußte sich sammeln. »Ich sehe in die Ferne«, flüsterte sie und sprühte mir Speichel ins Gesicht. »Ich schaue in eine Welt hinein, die für euch unsichtbar ist. Dort befindet sich die Große Mutter, um zu feiern. Sie hat das Hexentor geschaffen, ihre Welt liegt dahinter. Der Tanz auf dem Scheiterhaufen hat begonnen. Hoch lodern die Flammen, sehr hoch…«

Mehr sagte sie nicht, denn sie klammerte sich an mich fest, weil sie plötzlich weiche Knie bekam.

»Es ist unheimlich, John. Du kannst es dir nicht vorstellen…«

»Was ist denn mit dir, Jane?«

»Hilf mir, John, hilf mir…« Sie schüttelte den Kopf. Hätte ich sie nicht gehalten, wäre sie gefallen.

»Alle Hexen werden in ihren Bann gezogen, John, alle.«

»Aber du bist keine Hexe mehr.«

»Nein!« ächzte sie. »Nein, ich bin keine Hexe, aber ich habe noch Kräfte, die in mir schlummern. Das weiß Lilith. Sie versucht, die Kräfte zu kontrollieren. Sie kann alle Hexen kontrollieren. Wer einmal zu ihrem Kreis gehört hat, der wird nie wieder so, wie er einmal gewesen ist. Glaub mir das, John. Glaube es mir, ich bitte dich…«

Jane ging es schlecht. Sie hing wie ein Klotz an mir. Meine Sorgen wuchsen. Ich wußte im Augenblick nicht, wie ich ihr helfen sollte. Ich konnte sie nur halten. Was sah sie, das ich nicht erkennen konnte? Welches Grauen lief da ab?

Sie hatte von einer anderen Welt gesprochen, von einem Scheiterhaufen, von Liliths Wiedergeburt in der Walpurgisnacht. Und die Welt lag hinter dem Tor.

Dort war auch Suko verschwunden.

Darauf sprach ich sie an. »Siehst du Suko und Shao? Kannst du in die Welt hineinblicken?«

»Ja…«

»Und?«

»Ich sehe das Feuer. Es reinigt. Lilith nutzt die Kraft der Flammen aus. Sie tankt Kraft. Sie will der Person, in der sie wiedergeboren wurde, die gleiche Kraft geben, die sie seit Urzeiten besitzt.«

»Okay, und Suko?«

»Vielleicht ist er da, aber er wird zu schwach sein. Wer sich in dieser Nacht in ihrem Reich befindet, kann nicht mehr entkommen. Der wird vernichtet, John. Verstehst du? Vernichtet!«

»Ja, ich habe dich verstanden!« Diesmal sprach ich lauter. »Wenn du schon Kontakt hast, müssen wir etwas tun. Die Große Mutter ist nicht

allmächtig, das kann sie einfach nicht sein.«
»Du irrst dich, Sinclair!« Dominique hatte die Worte ausgestoßen und sehr schrill gesprochen. »Du unterliegst einem Irrtum. Die Große Mutter besitzt die Allmacht. Sie beherrscht die Welt.«
»Nein, nur einen Teil, nur die Hexen, und wir werden dafür sorgen, daß ihre Macht gebrochen wird.«
»Ein Schwächling wie du?« höhnte sie. Dominique hatte sich verändert. Sie sah wieder Land, und sie würde gnadenlos zuschlagen, dessen war ich mir sicher.
Ich ließ sie vorerst in Ruhe, da ich mich um Jane kümmern mußte, die schwer zu leiden hatte. In ihrem Innern spielten sich Kämpfe ab, als würde ihr die Seele zerrissen werden.
Schwer hing sie in meinem Arm. »Die Große Mutter ist mächtig. In ihrer Welt ist sie die Größte. In der Vergangenheit wurde ihr gehuldigt. Sie schafft es, John…«
»Was schafft sie?«
»Alle.«
»Und die Statue hier?«
»Ich spürte, daß sich ihr Geist umhertastet. Er ist ein Suchender. Er will alles.«
»Auch dich?«
»Ja, mich hat er fast schon. Doch ich stehe nicht auf seiner Seite, John. Ich wehre mich dagegen, und er schafft es tatsächlich, mich zu neutralisieren.«
»Das heißt, du kannst deine Kräfte nicht mehr einsetzen?«
»So ist es.«
»Wird er dich vernichten können?«
»Ich weiß es nicht, John. Das Bild verschwimmt. Ich sehe noch die Gestalt, sie hat die Ketten zerrissen. Sie wirkt wie eine Königin auf dem Scheiterhaufen. Sie ist die Herrscherin der alten Burg. Sie hat das Hexentor geschaffen, sie wird es wieder durchschreiten. Egal wie. John!« Ihre Stimme steigerte sich. »Wir stecken in einer großen Gefahr. Liliths Arm ist weit…«
Nach diesen Worten konnte Jane nicht mehr. Sie war einfach zu schwach, um weiter zu reden.
Ich wollte mich durch sie auch nicht behindern lassen, drehte sie herum und legte sie zu Boden. Von allein nahm sie eine sitzende Stellung ein und preßte ihren Rücken gegen die kalte Kellerwand.
Ich drehte mich um.
Dominique stand da wie eine Eins. Sie hatte den Keller nicht verlassen, weil sie dem Triumph zuschauen wollte, um ihn auch hautnah mitzuerleben.
»Hast du nun gehört, wie es dir ergehen wird?« erkundigte sie sich mit zischelnder Stimme. »Ist dir jetzt endlich klar, auf welch

verlorenem Posten du stehst? Wir haben von Beginn an gewußt, daß die Große Mutter auf unserer Seite steht, und dies wird sich auch nicht ändern, da kannst du versuchen, was du willst.«

Ich tat so, als hätte ich mich äußerlich geschlagen gegeben und hob die Schultern. »Wahrscheinlich hast du recht, Dominique. Ja, vielleicht habe ich mich geirrt, aber ich habe noch eine Frage an dich.«

»Du kannst sie stellen.«

»Stimmt es, daß auch du die Kraft der Großen Mutter spürst?«

»Ja, die spüre ich.« Ihre Stimme zitterte vor Triumph.

»Dann steckt sie also in dir?«

»Sie befindet sich in allen, die ihr dienen.« Dominique Weber kam auf mich zu. »Und wir haben den Auftrag erhalten, in der Walpurgisnacht, wo die Große Mutter die Gestalt einer jungen Frau angenommen hat, ihr Diener zuzuführen. Das mußt du doch begreifen, John Sinclair. Die Große Mutter ist für uns die Beschützerin. Sie wird uns nicht im Stich lassen, und wir kommen ihrem Auftrag gern nach. Auch ich spüre die Kraft in mir. Ich sehe das Bild aus einer anderen Welt. Es wird auf magische Art und Weise in mein Gehirn transportiert. Ich sehe den Scheiterhaufen, dem sie entsteigt, und ich höre ihren Befehl.« Sie funkelte mich jetzt an.

»Welchen Befehl?«

»Den Auftrag, ihre Feinde zu vernichten. Verstehst du? Auch du gehörst zu ihren Feinden.« Jetzt lachte sie, und sie kam näher. Furcht schien sie nicht mehr zu haben, auch dann nicht, als ich mein Kreuz hervorholte, aber sie blieb stehen.

Dabei senkte sie ihren Kopf und schaute auf den silbernen Talisman, den ich auf meiner Handfläche liegen hatte. »Was willst du damit?«

»Dich und die Große Mutter stoppen!«

Ihr Lachen klang rauh. »Das ist nicht möglich, Sinclair. Du kannst niemanden mehr stoppen.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Wie soll ich dir das glauben?«

Mit einer fahrig wirkenden Bewegung wischte sie eine Haarsträhne zur Seite. »Das ist ganz einfach. Sogar mehr als simpel. Du brauchst mir das Kreuz nur zu geben.« Sie streckte ihre Hand aus. »Los, John Sinclair, gib es her, wenn du dir deiner Sache so sicher bist.«

Ich überlegte. Sollte ich? Sollte ich nicht? Konnte das Kreuz sie vernichten? Eigentlich nicht, sonst hätte sie sich nicht so sicher gegeben.

Aber war sie in der Lage, das Kreuz selbst zu zerstören? Mittlerweile rechnete ich mit allem, denn auch Lilith hatte es manipuliert. Zwar nicht das gesamte Kreuz, aber genau die Stelle, die von mir noch nicht

erforscht worden war.

»Du weißt wenig, Sinclair, viel zu wenig. Das Kreuz gehört nicht dir allein, auch wir können es als Waffe einsetzen. Deshalb fordere ich dich auf, es mir zu geben, damit ich den Beweis antreten kann. Hast du verstanden?«

»Ja.«

Sie kam noch einen Schritt näher. Wenn sie jetzt den Arm noch weiter ausstreckte, konnte sie mich berühren. »Dann her damit, Sinclair. Starte den Versuch!«

Verdammt, ich mußte weiterkommen, und da mußte man eben zu außergewöhnlichen Methoden greifen, auch wenn diese geforderte sehr aus dem allgemeinen Rahmen fiel.

Wer als Schwarzblütler verlangte schon ein geweihtes Kreuz? Nur jemand der sich sicher sein konnte.

Stand diese Person so unter dem Eindruck der Großen Mutter, daß sie sicher war, ihr könnte nichts mehr passieren?

Ihr scharfer, geflüsterter Befehl erreichte meine Ohren. »Her damit!«

»John, gib acht! Sei vorsichtig! Tu es nicht!« Janes Warnung erreichte mich. »Sie will dich nur reinlegen. Sie ist stärker als du. Du darfst deine stärkste Waffe nicht aus der Hand geben. Ich flehe dich an…«

»Wenn du auf sie hörst, wirst du deine Freunde nie mehr wiedersehen«, hielt Dominique entgegen.

Das gab den Ausschlag.

Meine Sorgen um Shao und Suko waren mit jeder Minute gewachsen. Ich mußte einfach etwas unternehmen. Mir gehörte das Kreuz, so wie es einmal Hector de Valois und Richard Löwenherz gehört hatte. Beide konnten sich darauf verlassen, und ich würde mich ebenfalls darauf verlassen können, davon mußte ich einfach ausgehen.

Also gab ich es ihr.

Als ich meine Hand drehte, um es auf ihre zu legen, funkelten die Augen der Frau für einen Moment auf. Die Worte, die sie sprach, galten der Großen Mutter oder ihr selbst, jedenfalls waren sie bei mir an der falschen Adresse.

»Mich hat sie auserwählt. Aus Tausenden von Dienerinnen hat sie nur mich ausgesucht. Das ist meine Chance, das ist der größte Augenblick meines Lebens.«

Ich sorgte dafür, daß es Realität wurde, indem ich meine Hand noch weiter drehte und das Kreuz übergab.

Dominique schien zu wachsen. Sie machte auf mich den Eindruck einer Frau, deren Lebenstraum endlich in Erfüllung gegangen war. Die Lippen zuckten ebenso wie die Wangen. In den Augen schienen Sterne ein dunkles Licht abzustrahlen, und sie krampfte ihre rechte Hand zur Faust zusammen, als wollte sie das Pfand nie mehr in ihrem Leben

loslassen.
»Ich habe es!« flüsterte sie mit rauh klingender und kaum zu verstehender Stimme. »Ich habe es.«
»Na und?«
»Du müßtest doch Bescheid wissen, Sinclair. Die Große Mutter hat es gezeichnet, und ich spüre, wie ihre Kraft das Kreuz ganz in Besitz nehmen will. Ich merke die Kälte und gleichzeitig auch die Wärme, die aus der Vergangenheit kommt und auf das Kreuz übergreift. In der Walpurgisnacht sind die Grenzen geöffnet. Der Tanz auf dem Scheiterhaufen hat seine besondere Bedeutung bekommen. Das Spiel ohne feste Grenzen ist eingeläutet worden.«
Ohne Vorwarnung öffnete sie plötzlich die Faust.
Sie starrte auf das Kreuz, ich ebenfalls.
Und ich sah dort, wo sich die beiden Balken trafen und sich die freie Stelle befand, eine Szene, die sich in der Vergangenheit abspielte, aber für mich Gegenwart war.
Aus dem Feuer stieg die Große Mutter, um ihre schrecklichen Taten zu begehen…
Das wußte auch Suko, der Gefangene dieser Welt.
Er hatte bisher noch nichts getan, weil sich auch die anderen nicht in unmittelbarer Lebensgefahr befanden. So konzentrierte er sich voll und ganz auf die Gestalt mit den gesprengten Ketten an den Gelenken, die jetzt aus dem Scheiterhaufen stieg und von den Hexen freudig erwartet wurde. Sie jubelten, sie kreischten, tanzten und bewegten sich hektisch. Es war Liliths große Stunde. Sie hatte menschliche Gestalt angenommen und war in dem Körper wiedergeboren.
Suko fehlten einfach die Worte. Das junge Mädchen hatte sich verändert. Es schien unter den heißen Flammen eine andere geworden zu sein. Metallisch blau schimmerte das Gesicht. Der Blick ihrer Augen war gnadenlos. Die Haut hielt dem Vergleich mit einer Maske stand.
Das war ihre Zeit!
Die Stunde der Hexen, die von altersher beschworene Walpurgisnacht, die der Menschheit schon soviel Angst gebracht hatte.
Bei jeder Bewegung rasselten die Ketten. Es war das Geräusch des Sieges, eines Triumphs über das Feuer.
Bei jedem Schritt stoben die glühenden Teile in die Höhe und zogen ihre Bahnen wie kleine Kometen.
Tina genoß ihren Sieg.
Der junge Mann konnte es nicht fassen. Wie auch die anderen wurde er ebenfalls von den Händen der Häscher gehalten, aber er fand sich damit nicht ab.
»Tina!« So brüllte er den Namen des Mädchens, das auf eine bestimmte Art reagierte.
Die aus dem Feuer Gestiegene schaute nur mehr nach unten. Dieses

Senken des Kopfes, das mit einem kalten, eisigen Blick verbunden war, reichte als Antwort.

Gordon fragte nicht mehr. Ihm blieb nichts erspart, und er wußte, daß er auf Tina nicht mehr zählen konnte, deshalb senkte er den Kopf und starrte zu Boden.

Suko zuckte zusammen, als ihn jemand am Arm berührte. Er ging einen Schritt zurück, und gleichzeitig drehte er den Kopf. Seine Augen wurden groß, als er Shao erkannte.

Sie stand vor ihm, wollte etwas sagen, aber Suko legte ihr blitzschnell einen Finger auf die Lippen.

Die Chinesin verstand und nickte.

Suko krümmte den Finger. Shao drängte sich an ihn. Jetzt konnte sie reden. »Ich mußte einfach kommen!« hauchte sie. »Es war für mich unmöglich, zu bleiben…«

»Schon gut.«

»Und was geschieht jetzt?«

»Schau dir die Hexe an, die aus dem Feuer gestiegen ist. Die Große Mutter oder ihr Geist muß in ihr stecken. Sie hat diese an sich völlig normale Person radikal verändert. Zwar sieht sie aus wie ein Mensch, aber sie ist keiner mehr.«

»Was hat sie vor?«

Fast hätte Suko nach dieser Frage gelacht. »Sie will die Walpurgisnacht feiern.«

Shao ließ keinen Blick von Tina. »Und was bedeutet das?«

»Es wird mit dem Tod enden.«

Nach dieser Antwort schwieg die Chinesin. Noch kümmerte sich Tina nicht um die beiden. Sie wußten auch nicht, ob sie schon von ihr entdeckt worden waren, jedenfalls traf die aus dem Feuer Gestiegene keinerlei Anstalten, sich ihnen zuzuwenden.

Dafür handelten die Hexen. Sie gingen lautlos und mit den ausholenden Schritten von Ballettänzern auf ihre Königin Tina zu. Dabei hielten sie die Arme ausgestreckt. Niemand sprach ein Wort, aber in den Gesichtern stand die Gier zu lesen, etwas von der Kraft der Großen Mutter mitzubekommen.

Neben ihr stoppten sie.

Tina aber kümmerte sich nicht um sie. Vor dem Feuer war sie stehengeblieben. Als unheimlicher Schattenriß ragte sie in die Höhe. Jeder Schwung ihres Körpers wurde genau nachgezeichnet. Die Kälte in den Augen erinnerte an die Leere des Weltraums. Der Mund wirkte wie eine Sichel. Er stand halb offen.

Sie sprach nicht, aber sie bewegte ihren Kopf und nickte in die Richtung, wo Suko und Shao standen.

»Jetzt haben sie uns!« hauchte Shao.

Auch die fünf Hexen schauten dorthin, wo sich die beiden Menschen

verborgen hielten.

»Menschenfleisch!« kreischte eine. »Ich rieche Menschenfleisch. So wie es der Teufel sagte. In der Walpurgisnacht wird die Macht der Hexen auf die Menschen übergehen…«

Sie hatte nicht gelogen, denn die anderen Hexen stimmten ihr zu, ebenfalls auch Tina.

»Nehmt sie euch!«

Sie sprach mit einer völlig fremden Stimme, die einen metallischen Unterton bekommen hatte.

Diesem Befehl kamen die Hexen nur zu gern nach. Gemeinsam stürzten sie vor, um das Werk der Vernichtung zu beginnen…

***

In der Vergangenheit spielte sich die Szene ab. Ich aber sah sie in der Gegenwart, verkleinert, jedoch detailgetreu.

Das schwarzhaarige Weib, in dem ein Teil der Macht der Großen Mutter steckte, verließ den Scheiterhaufen mit sicheren Schritten. Das Gesicht wirkte wie einlackiert, es zeigte eine dunkle Bläue und eine maskenhafte Starrheit. Sie war einmal ein Mensch gewesen, jetzt wurde sie nur mehr von der Kraft der Hölle beseelt.

Noch besaß ich Zeit, und so schaute ich mir auch die Umgebung an. Ich sah sogar die beiden Türme des Hexentors verschwommen im Hintergrund und vom düsteren Fackelschein umtanzt, der gleichzeitig über die Außenmauern einer alten Burg glitt und diesen ein unheimlich wirkendes Leben einhauchte.

Die Fenster wirkten wie kleine Gucklöcher oder tote Augen. Diese Welt war nicht normal, dort regierte das Böse und ebenfalls in den Gestalten mit den langen Kutten manifestiert, die sich um die übrigen Gefangenen kümmerten.

Suko und Shao waren nicht gefangen.

Die beiden entdeckte ich erst bei genauerem Hinsehen. Sie hielten sich nahe der Burgmauern verborgen.

Ich kannte sie gut genug. Sie waren Menschen, die sich zu wehren verstanden. Aber würden sie es auch schaffen, gegen diese Übermacht anzukommen? Daran konnte ich nicht mehr glauben. Die Walpurgisnacht gehörte seit altersher den Hexen, und in diesen langen Stunden waren sie besonders stark. Widerliche Gestalten mit schlangenhaften Haaren und schwarzen Flügeln umringten das Feuer. Sie erinnerten mich an die Hexen auf alten Bildern und Holzstichen.

Sie mußten die treibende Kraft sein und dafür gesorgt haben, daß die Große Mutter freie Bahn bekam.

Konnte ich etwas tun?

Dominique, die das Kreuz hielt, hatte wahrscheinlich meine innere. Unsicherheit bemerkt, denn sie gestattete sich ein rauhes Lachen vor

ihrer Bemerkung. »Du bist ein Mensch, der alles sehen wollte. Nun kannst du es sehen, John Sinclair. Und du wirst zugeben müssen, daß du chancenlos bist. Die Hexen werden sich ihr Fleisch holen. Früher waren sie Kannibalen. Die Hexen, die das Feuer umtanzen, gehören dazu. Sie wollen Menschenfleisch. Der Teufel hat dafür gesorgt. Sie ernähren sich so, wie er es von ihnen verlangt.«

»Deshalb also die Gefangenen!«

»Ja, als Krönung der Walpurgisnacht!«

Sie hatte sicher gesprochen, war sich ihrer Stärke voll bewußt, und auch Jane Collins hatte die Worte vernommen. »Sie ist stark, John, sie ist einfach zu stark. Dein Kreuz nutzt sie aus. In dieser Nacht kann alles anders werden. Ich spüre, daß ihre Kraft nicht allein auf die Vergangenheit beschränkt bleibt. Sie ist hier. Es sind die gleichen Schwingungen, die entstanden, als das Hexentor erschien, und diesmal trafen sie die Figur hier im Keller. Sie und die echte Große Mutter bilden eine Linie. Die Gefahr verdichtet sich…«

Das spürte auch ich und sah Dominique Webers wildes Grinsen.

Mir wurde heiß und kalt. Die Schauer rannen den Rücken hinab und liefen aus. Ich spürte sie sogar an meinen Waden, und auch das Zittern in den Knien ließ nicht nach.

Sollte die Große Mutter diesmal tatsächlich gewinnen?

Ich wischte über meine Augen, da ich das Bild auf dem Kreuz in den letzten Sekunden nur wie durch einen Schleier wahrgenommen hatte. Jetzt war es wieder klar.

Die Dunkelhaarige hatte das Feuer verlassen. Die übrigen Gefangenen interessierten sie nicht. Sie schritt dorthin, wo sich Suko und Shao befanden.

Demnach sollten sie als erste daran glauben.

»Nichts, Sinclair, nicht mehr kannst du tun.« Dominique spie mir die Worte fast ins Gesicht.

Das machte mich wütend.

Bisher war ich nur Statist gewesen. Es sollte sich ändern. »Glaubst du wirklich?« fragte ich.

»Ja.«

»Irrtum!« Ich rief das Wort laut, weil ich auch Jane Collins Hoffnung geben wollte. Anschließend schrie ich die Formel. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Die Erde soll das Unheil halten - das Heil soll hierbleiben!

So lautete die Übersetzung der magischen Formel, und ich vertraute voll und ganz auf sie…

***

Die Kräfte der Hölle gegen die Kräfte des Lichts. Wer war stärker, wer besaß mehr Macht?

In diesem Fall konnte ich sogar von einem unentschieden ausgehen, aber mein Kreuz ließ mich nicht im Stich. Die laut gesprochene Formel aktivierte Kräfte, die tief in dem geweihten Silber schlummerten und dafür sorgten, daß es auch in der Walpurgisnacht der Hexen einen Riß gab.

Zuerst schrie Dominique.

Sie hielt das Kreuz fest, als würde es ihr gehören. Vielleicht konnte sie es auch nicht mehr fallen lassen, denn die Kraft des Talismans ging auf sie über.

Sie wirkte zerstörend!

In Etappen raste sie durch den Körper. Er hellte sich an gewissen Stellen auf, als würde ein Vorhang zerrissen und dahinter ein heller Streifen erscheinen.

Sie zitterte, aber sie wurde nicht von einer glänzenden Lichtaura umhüllt, wie ich es erwartet hatte.

Dominique blieb am Leben. Nur war dieses Leben nicht mehr das, das sie einmal geführt hatte. Sie sah aus wie ein Mensch, doch ich wollte sie nicht als solchen bezeichnen.

In ihr vereinigten sich plötzlich mehrere Kräfte oder Personen, die durch das Rufen der Formel zum Leben erweckt worden waren. Gestalten, Geister, Gespenster.

Sie huschten durch einen Körper, der sich an verschiedenen Stellen durchsichtig zeigte.

Ich sah plötzlich feinstoffliche Gesichter, die mir nicht zum erstenmal in meinem Leben erschienen, sich aber wie vier geisterhafte Schichten über das Gesicht der Frau legten.

Feine Gesichter, von langen Haaren umrahmt und mit einem Gesichtsausdruck versehen, der etwas Engelhaftes besaß.

Genau das war der richtige Ausdruck.

Engelhaft…

Es waren die Geister der vier Erzengel, die in dem Körper steckten und das Böse vertreiben wollten.

Gelang ihr Exorzismus, oder war die Kraft der Großen Mutter stärker?

Ich verspürte in mir eine ungemein starke Spannung. Meine Nerven glichen gespannten Seilen, so sehr stand ich unter Strom. Zugleich wechselte der Sturm meiner Gefühle zwischen Hoffen und Bangen, während Dominique einen furchtbaren Kampf ausfocht.

Sie blieb nicht mehr auf einer Stelle, sondern taumelte durch das Verlies. Wenn sie eine Wand erreichte, fiel sie dagegen, stieß sich wieder ab, ging noch einmal torkelnd vor, stolperte über die eigenen Beine, fing sich aber, ging weiter und kam auf mich zu.

Das Kreuz hielt sie noch immer. Es strahlte nicht einmal. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Normalerweise verbreitete es ein Licht, das

heller als das der Sonne war, aber hier war die Kraft des Kreuzes nach innen gerast.

Die vier Gesichter der Erzengel, die auch mein Kreuz gezeichnet hatten, verschwanden, als hätte man sie weggeputzt. Dafür sah ich wieder überdeutlich das normale Gesicht der Dominique Weber.

Es zeigte eine ungemein starke Qual.

Selten habe ich bei einem Menschen so etwas gesehen. Sie schluchzte und jammerte in einem. Die Hand mit dem Kreuz hatte sich verfärbt. Wie ein Schleier lag der Blauschimmer über der Hand.

Ich streckte meinen Arm aus.

Dicht über der Brust fand meine Hand ihr Ziel. So konnte ich die Frau stoppen.

Aber wie fühlte sich die Haut an?

Sie war kalt, als würde kein Leben mehr in ihr stecken. Das wollte ich genauer wissen, deshalb suchte ich ihren Puls.

Da schlug nichts mehr.

Ich hatte also eine Tote vor mir. Kalt rieselte es meinen Rücken hinab, denn die Tote bewegte sich noch, als wäre das Kreuz der Motor, der sie auf den Beinen hielt.

Das änderte sich, als ich ihr das geweihte Silber aus der Hand nahm. Ich rechnete damit, daß sie zusammensacken würde. Für einen Moment sah es so aus, aber Jane warnte mich schon.

»John, die Große Mutter ist da!«

Unwillkürlich sprang ich zurück. Dabei warf ich einen Blick auf die von Lilith manipulierte Stelle des Kreuzes, sah das Bild nicht mehr, aber der Bann hielt trotzdem an.

Er packte Dominique.

Und er schleuderte sie wie eine Puppe quer durch das Verlies. Sie wirbelte dabei um ihre eigene Achse, bis sie ein Ziel fand, gegen das sie mit immenser Wucht krachte.

Es war die Statue der Großen Mutter.

Ich rechnete damit, daß Dominique an der Statue entlang zu Boden rutschen würde, es war ein Irrtum. Sie hielt sich, aber mit ihr geschah etwas Schreckliches.

Die Steinstatue, bisher unbeweglich gewesen, erfüllte sich mit Leben. Und dieses Leben saugte Dominique in sich auf. Sie und die Statue verschmolzen zu einem Gegenstand.

Ein unheimlicher Vorgang lief in dem vom Fackellicht erhellten Verlies ab. Das Grauen hatte seine Hand ausgestreckt. Endlich war der Kontakt zwischen der Großen Mutter und einer ihrer Dienerinnen geschlossen worden, nur hatte diese Frau nichts mehr davon.

Als Tote wurde sie ein Teil der Schmelze.

Jane Collins rappelte sich hoch. Sie streckte mir den Arm entgegen, um mich aufzuhalten. »John, geh nicht hin. Du kannst nichts mehr

tun. Wir alle sind machtlos. Die Walpurgisnacht hat uns mit ihrem Schrecken eingeholt. Hier regiert die Große Mutter.«

Da hatte Jane nicht gelogen, denn sie zog auch weiterhin die Gestalt der Frau in den allmählich schmelzenden Stein und machte aus ihr einen Teil von sich.

Dominique war rückwärts gekippt. Zuletzt schauten nur mehr ihre Beine hervor, wobei sich die Füße zuckend bewegten und sich langsam drehten. Sprechen konnte sie nicht mehr, der Kopf war längst verschwunden. Aber auch die Statue selbst blähte sich auf. Sie hatte eine neue Kraft bekommen, die Große Mutter war es, die sie erfüllte und noch einmal die gewaltige Magie ausspie.

Bisher hatten uns die Wände den Blick genommen. Sie aber verschwanden, als wären sie von einem gewaltigen Radiergummi ausgelöscht worden. Unser Blick fiel in einen Raum hinein, der mir grenzenlos erschien, aber von zwei Türmen bewacht wurde.

Türme, wie sie das Hexentor besaß.

Und dort stand sie plötzlich wie ein gewaltiger Schatten. Die Frau mit der Kraft der Großen Mutter.

Und in ihren Händen hielt sie zwei Menschen, die ich gut kannte.

Suko und Shao!

***

Die beiden hatten kämpfen wollen, dazu aber war es nicht mehr gekommen. Bevor es Suko überhaupt gelang, seine Dämonenpeitsche zu heben und zuzuschlagen, war die Große Mutter schon bei ihnen. Jetzt, in direkter Nähe, spürten sie die gewaltige Kraft dieser Dämonin. Sie wurden gelähmt.

Und die Frau senkte sich.

Das Gesicht erschien dicht vor ihnen, aber noch dichter waren die Klauen, die zupackten und sie, dank ihrer höllischen Kraft, wie Puppen in die Höhe hoben.

Beide waren so überrascht, daß sie sich nicht einmal mehr wehrten. Die Frau oder die Große Mutter drehte sich herum, damit beide in die Flammen schauen konnten.

»Menschenfleisch!« Wieder kreischten es die Hexen, bis zu dem Zeitpunkt, als eine Kraft aus einer anderen Welt sie erwischte.

Suko und Shao spürten, wie die Gestalt erzitterte und sich vergeblich gegen die andere Kraft anstemmte. Die Umgebung verschwamm plötzlich vor ihren Augen, und beide hatten das Gefühl, in einen Keller schauen zu können, wo eine Figur stand.

Diese zog sie an.

Und auch die Große Mutter in der Gestalt einer schwarzhaarigen jungen Frau.

Wie Torpedos rasten sie dem Hexentor entgegen - und hindurch!

Ob das Kreuz oder ich es geschafft hatten, das Hexentor entstehen zu lassen, war egal. Es zählte nur, daß es vorhanden war- und die Person mit dem Geist der Großen Mutter in ihr stand.

Sie hielt Shao und Suko fest und konnte sie trotzdem nicht vernichten, denn ein Gegenstand war stärker.

Mein Kreuz!

Es hielt die Verbindung zum Hexentor aufrecht und reagierte ganz anders als damals, als das Tor zum erstenmal entstanden war. Diesmal zog es nicht an, es schleuderte hinaus.

Die Frau erwischte es zuerst. Zusammen mit Suko und Shao mußte sie ihre Zeit verlassen. Sie wurde zu einem Spielball der Gewalten. Voll traf sie die Zeitverschiebung.

Unser Keller verwandelte sich zu einem magischen Zielhafen. Energien aus uralter Zeit umtobten Jane und mich. Wir konnten zuschauen, hoffen und bangen.

Bis ich sie hatte.

Sie stand auf einmal vor mir, war zum Greifen nahe, schmolz irgendwie zusammen und lockerte auch ihren Griff, so daß sich Suko und Shao befreien konnten.

Beide wankten zu- verschiedenen Seiten weg. Ich kümmerte mich nicht mehr um sie, denn das Mädchen war wichtiger.

Der Fluch traf es hart, die Statue geriet in Bewegung. Bevor es jemand verhindern konnte, streckte sie ihre überlangen Arme aus und packte das Mädchen.

Wir hörten noch den Schrei, dann passierte es.

Ein gewaltiger Feuerblitz zerriß die Figur. Scharf, konzentriert und blendend.

Trümmer umflogen uns. Jane und ich lagen am Boden und hofften, unverletzt zu bleiben. Wie Geschosse durchrasten die Gesteine das Verlies.

Ich hörte sie gegen die Wände knallen und auch splittern. Einige Schläge bekam auch ich ab, aber es war nicht tragisch. Ich konnte mich zur Seite rollen und aufstehen.

Da sah ich die Bescherung!

Von der Statue war nur ein Haufen Asche und Steine übriggeblieben, aus dem eine armlange Flamme schoß, sich bewegte und so aussah, als wollte sie uns zuwinken.

Wir hatten es geschafft, waren stärker als die Walpurgisnacht gewesen und hatten die Hölle deshalb besiegt.

Ich lief auf meine Freunde zu, die zusammenhockten, uns anschauten und es noch nicht fassen konnten, daß die Vergangenheit kraft einer gewaltigen Magie sie wieder ausgespieen hatte.

»Alles klar?« fragte ich.

»Fast«, erwiderte Suko krächzend.

Ich wußte, was er meinte und verließ den Keller, um nach den anderen Menschen zu suchen.
Auch sie waren nicht mehr in der anderen Zeit geblieben. Irgendwo im Haus hörte ich ihre Stimmen. Noch schwang die Panik in ihnen mit, aber das würde sich legen.
Als ich wieder in den Keller zurückkehrte, brannten nur mehr die beiden Fackeln. Das Feuer innerhalb der Statue war erloschen. Es roch noch nach kaltem, beißenden Rauch.
»Da kann man nichts mehr machen«, erklärte ich und bat meine Freunde, mit mir zusammen den Keller zu verlassen.
Nichts hätten sie lieber getan.
Im Flur fanden wir die anderen. Ihre Fragen standen auf den Gesichtern zu lesen.
Antworten würden sie später bekommen. Zunächst einmal verließen wir gemeinsam das Haus, das zum Glück seinen Schrecken verloren hatte…

***

Es dauerte einige Zeit, bis wir bei den Conollys eintrafen, die natürlich gewartet hatten.
Bill hörte sich unseren Bericht an, während Sheila uns etwas zu Trinken brachte. »Ich kann es nicht fassen«, sagte der Reporter. »Da habe ich gedacht, der Fall wäre erledigt gewesen, und nun kommt so etwas. Furchtbar.«
»Da sagst du was.«
Bill Conolly reichte mir ein Glas. »Kann das verdammte Tor zurückkommen?«
Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich nicht. Es ist nur einmal im Jahr Walpurgisnacht. Vielleicht läßt sich die Große Mutter für das folgende wieder etwas Neues einfallen.«
»Danke, ich verzichte.«
»Und ich auch.«
»Wir müssen ebenfalls verzichten«, sagte Suko, und seine Stimme klang dabei traurig.
»Auf was?«
»Schau uns an. Wir sind mit der Harley gefahren.«
Ich verstand und bekam runde Augen. »Sag bloß, die Maschine ist in der Vergangenheit zurückgeblieben.«
»Davon müssen wir leider ausgehen, John.«
Und Shao meinte: »Jetzt können wir dir nachfühlen, wie es dir ergangen ist, als man deinen Bentley zerstörte.«
Ich hob mein Glas. »Da sagst du was. Trotzdem wollen wir auf eure Harley und meinen Bentley trinken. Okay?«
Sie waren einverstanden. Selten hatte ein Schluck uns so gut

gemundet wie in dieser Nacht, in der die Macht der Großen Mutter von uns gebrochen worden war.

Leider nicht für immer…

ENDE des Zweiteilers